

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Witt. Landesbibliothek
STUTTGART

3

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1957



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1957

8. Jahrgang

Drittes Heft – Mai / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÜLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

WALTER GRUBE
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Tübingen, Stiftskirche.

Nach einer Originalradierung von G. Halbritter.

INHALT

Der Einflußbereich der Stadt Tübingen im Mittelalter Von Hans Jänichen	82
Schnittpunkt der Konfessionen. Ein Beitrag zur Tübinger Theologie des 19. Jahrhunderts Von Ernst Müller	88
Karl von Schiller Von Walter Weber	96
Von den Bocksern auf den Grinden Von Otto Feucht	98
Rektor Bauer und Hermann Hesse in Göppingen Von Otto Mörike +	106
Mit Hermann Hesse am Bodensee Von Ludwig Finckh	108
Kindheitserinnerungen an Tübingen Von Angelika Bischoff-Luithlen	109
Erste Mahd Gedicht von Franz Georg Brustgi ...	111
Über die Tübinger Stadtsprache Von Arno Ruoff	112
Die Sprache der Tübinger Studenten Von Ulrich Engel	116
Heumännlein Gedicht von Maria Müller-Gögler ..	118
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	119



Der Haspelturm an der Südwestecke des Tübinger Schlosses

Aufnahme Göhner

Ad Nicrum exstructa est magna arx in monte Tübingae; non est prospectu clarior ulla ibi.

Tübingens herrliche Burg ragt hoch am Strande des Neckars; schöneren Blick in die Welt bietet kein anderes Schloß.

Landgraf Moritz von Hessen (1592–1627)

Der Einflußbereich der Stadt Tübingen im Mittelalter

Von Hans Jänichen

Wenn schon der Anblick der Altstadt und des Schlosses die Gedanken auf die Vorzeit zurücklenken, so kommt einem bei einer Vertiefung in die Geschichte der Stadt noch viel nachhaltiger zu Bewußtsein, daß die Grundlagen der heutigen Bedeutung Tübingens so ziemlich alle schon im Mittelalter gelegt worden sind. Es hängt alles mehr oder weniger davon ab, daß Tübingen im Hochmittelalter als Hauptstadt eines der größten schwäbischen Territorien ein gewisses Gewicht erlangt hatte, das auch, nachdem die Stadt 1342 württembergisch geworden war, erhalten blieb.

Dieses Gewicht hatte u. a. auch bewirkt, daß die durch die Natur gegebene verkehrsgünstige Lage genützt wurde, was nicht so ganz selbstverständlich ist. So ist allmählich der heutige Verkehrsknotenpunkt Tübingen entstanden. Teilstücke der heutigen Straßenführung sind zwar erst neuzeitliche Anlagen, aber das Gesamtsystem der Fernstraßen war bereits im Mittelalter vorgebildet. Die Neckartalstraße Rottenburg-Tübingen-Nürtingen-Köngen war schon zur Römerzeit erbaut worden, wenn auch die Führung streckenweise von der heutigen abwich. Die Fernstraße Straßburg-Kniebis-Gäu-Ammertal-Tübingen-Reutlingen-Ulm war schon im Mittelalter von Bedeutung und ist als *via regia*, als Königsstraße, bei Gültstein bereits zu Anfang des 12. Jahrhunderts bezeugt. Die heute wichtigste Straße, die Bundesstraße 27, ist zwar in dieser Gestalt erst von 1750 an als Schweizer Straße erbaut worden (von den heutigen Umgehungslinien natürlich abgesehen). Die Verbindung zwischen Cannstatt-Stuttgart und der Schweiz in der Führung über Tübingen wurde schon im Spätmittelalter vor anderen bevorzugt.

So wichtig jedoch diese Verkehrsgunst für Tübingen auch sein mag, entscheidend für das heutige Leben der Stadt ist schließlich doch die Universität geworden, deren Gründungsjahr noch in das Spätmittelalter fällt. Sie wurde hier und nicht etwa in Stuttgart gegründet, weil das Land Württemberg 1477 noch ganz in mittelalterlicher Weise geteilt war und sich der neuzeitliche Gedanke der Unteilbarkeit eines Landes noch nicht durchgesetzt hatte. Der Gründer, Graf Eberhard, der die südliche Landeshälfte besaß, wählte als Sitz der Universität nicht seine Hauptstadt Urach,

sondern die bedeutendere Stadt Tübingen, die deshalb ansehnlicher und größer war, weil sie der Mittelpunkt des großen Territoriums der Pfalzgrafen gewesen war. Das Vorhandensein der umfangreichen Universitätsgebäude in Tübingen erklärt wiederum, warum die Franzosen 1945 die als Lazarettstandort nur wenig zerstörte Stadt zur Landeshauptstadt im südlichen Teil des abermals geteilten Landes Württemberg wählten. Als Hauptort des Regierungsbezirkes Südwürttemberg-Hohenzollern sonnt sich die Stadt noch heute im bescheidenen Abglanz dieser kurzlebigen Herrlichkeit.

Daß die Senke zwischen Österberg und Schloßberg schon in der Alemannenzeit bewohnt war, zeigen die Gräber des 7. Jahrhunderts, die bei der Stiftskirche entdeckt worden sind. Ob der Platz schon damals eine besondere Bedeutung hatte, läßt sich allerdings aus dem Fundstoff nicht erschließen. Für die folgende Zeit fehlen nun Funde wie schriftliche Zeugnisse bis zum 11. Jahrhundert. Zwar stellte König Otto I. 948 in einem bisher nicht gefundenen Ort Tuingoburg eine Urkunde aus. Lautlich macht es keine Schwierigkeiten, den Namen als Burg Tuingen = Tübingen zu erklären. Tübingen wäre dann damals eine königliche Pfalz gewesen. Leider will der Reisedeckel des Königs gar nicht zu dieser Erklärung passen, so daß wir sie, wenn auch ungerne, vorläufig fallenlassen müssen. Vielleicht können die Schwierigkeiten bei weiterer Forschung noch aus dem Wege geräumt werden. Einwandfrei wird die Burg Tuingia erst 1078 anlässlich einer vergeblichen Belagerung durch König Heinrich IV. erwähnt. Sie war damals schon im Besitz der Grafen, die sich nachweislich erstmals 1087 „von Tübingen“ nennen. Woher diese Grafen stammen, ist noch nicht bis in alle Einzelheiten geklärt. Sie hatten jedenfalls Grafschaftsrechte im alten Nagoldgau und reichen Besitz auf der Alb und um Blaubeuren.

Die ältere Tübinger Geschichte ist unlösbar mit der dieses Grafengeschlechtes verbunden. Sie beginnt „heroisch“ in mancherlei Beziehung. Die Grafen bewegen sich zunächst in einem Halbdunkel wie in einem Heldenlied, wobei uns die Beweggründe ihrer Taten nicht immer klar werden. Sie sind auch insofern echte „Helden“ mittelalterlicher Prägung, als sie

zwar erstaunliche Taten vollbringen, ein frommes, aber auch prachtliebendes Leben führen, die errungenen Vorteile aber nicht festhalten können und durch unpolitische Schritte wieder in Frage stellen. Graf Hugo trotzte, wie oben gesagt, 1078 in seiner Burg Tübingen dem König, unterwarf sich jedoch im nächsten Jahr. Die Rangerhöhung – seit 1146 treten die Tübinger als Pfalzgrafen auf – scheint außer stolzen Titeln an politischem Machtzuwachs wenig eingebracht zu haben. Pfalzgraf Hugo besiegte 1164 unweit von Tübingen ein überlegenes Heer vieler weltlicher und geistlicher Fürsten. Dieser Sieg erregte im ganzen Reich größtes Aufsehen und hat selbst einen Dichter vom Range Wolframs von Eschenbach zu Vergleichen angeregt. Der Erfolg blieb ungenutzt. Hugo wurde politisch überspielt, mußte sich 1166 vor seinen Gegnern demütigen und wurde von diesen ein Jahr lang gefangengesetzt.

Diese stolzen Herren, die in ihren Titeln ihr Gottesgnadentum und ihre magna sublimitas, ihre große Erhabenheit, betonten, konnten auch der frommen Werke nicht genug tun. Sie stifteten die Klöster Blaubeuren, Marchtal und Bebenhausen, wirkten bei anderen geistlichen Gründungen mit und begünstigten durch Schenkungen viele Klöster und Kirchen. Während aber andere Geschlechter durch solche Stiftungen und Gründungen ihren Einflußbereich vergrößern konnten, wollte dies den Tübingern nicht gelingen. Dafür trieben sie geradezu einen Kult mit ihrer Fahne, die einer der Grafen neunmal auf seinem Siegel darstellen ließ. Solche Symbolfreudigkeit läßt sich bei keinem anderen Adelsgeschlecht in diesem Übermaß beobachten.

Eine glückliche Heiratspolitik vermehrte ihren Besitz nicht nur um Calw, Sindelfingen, Böblingen und Asperg und um die Grafschaft Gießen in Hessen, sondern auch um den größeren Teil der Bregenzer Erbschaft, die in reichen Gütern und Herrschaften um Kellmünz, am Bodensee und vor allem in Churrätien bestand. Die Pfalzgrafschaft war um 1180 eines der größten Fürstentümer des deutschen Südwestens. Aber das unglückliche mittelalterliche Teilungsprinzip, an dem die Tübinger festhielten, zerstörte die Grundlagen dieser Macht. Bereits 1182 entstanden die Linien Tübingen und Montfort. Letztere lieferte in ihrer weiteren Geschichte ein Musterbeispiel dafür, wie die ewige Teilerei ein Territorium in immer kleinere Partikel zerfallen ließ. Aber auch die Tübinger verstanden sich auf das Teilen und mußten so von etwa 1340 an sich zum Ausverkauf entschließen. Mit einem Satz: Die Tübinger Grafen waren echte mittelalterliche große

Herren, die vieles glanzvoll beginnen, aber das Geschaffene und Erworbene nicht verwalten können. Es ließe sich noch vieles für diese Deutung anführen, es kommt uns jedoch hier nicht auf die Grafen an, sondern auf die Stadt Tübingen.

Es dürfte klar sein, daß bereits die „vor“städtische Siedlung Tübingen, die schon um 1100 kein Bauerndorf mehr gewesen sein kann, manchen Nutzen aus dem Prachtsinn der Grafen ziehen konnte. Handwerker und Kaufleute wurden angelockt, und der Hof brachte Geld unter die Leute. Wir wissen zwar wenig vom mittelalterlichen Schloß, dürfen aber annehmen, daß es den höchsten Ansprüchen der Zeit entsprach. Die Grafen scheinen sogar einen besonderen Namenstyp für ihre Burgen aufgebracht zu haben. Ihre Burg in Horb hieß „Herrenberg“. Nach einem anderen Schloß „Herrenberg“ ist ihre gleichnamige Stadt am Schönbuchrand genannt, und noch 1255 erbaute sich der Churer Bischof Heinrich von Montfort, aus Tübinger Grafengeschlecht, ein Schloß „Herrenberg“ im Rätischen. Das Urbild aller dieser Herrenberge dürfte das Tübinger Schloß gewesen sein.

Die Grafen waren stets von großem Gefolge begleitet. Schon um 1090 soll ein Hugo mit 200 Rittern zur Brautwerbung an den Rhein gezogen sein. 1188 versammelte ein anderer Hugo mehr als 100 seiner Ritter in Tübingen. Hofbeamte und Dienstmannen machten sich neben den Kaufleuten und Handwerkern unter der Burg seßhaft, so daß schon vor der eigentlichen Stadtgründung eine größere Siedlung anzunehmen ist. 1231 erscheint dann erstmals die „civitas“, die Stadt Tübingen, die jedoch auch schon einige Jahre oder Jahrzehnte zuvor gegründet sein kann. Diese neue Stadt, der Gunst der Grafen von vorneherein sicher, mußte bei dem prachtliebenden Hofleben gedeihen, und Tübingen wäre sicher die bedeutendste Stadt des inneren Schwabens geworden, wenn sie nicht ganz in der Nähe zwei Konkurrentinnen gehabt hätte, nämlich die Städte Rottenburg und Reutlingen.

Rottenburg blühte etwas später als Tübingen unter ganz ähnlichen Bedingungen auf. Auch diese Stadt war Hauptstadt eines großen Territoriums. Die Herren des Landes, die Grafen von Hohenberg, waren um 1250 zu etwa gleich großer Macht wie die Pfalzgrafen gelangt. Aber auch die Hohenberger waren, den Tübingern ganz ähnlich, stolze Herren, die ihren Besitz nicht zusammenhalten konnten und bald nach den Pfalzgrafen mit dem Ausverkauf ihres Besitzes beginnen mußten. Sie haben jedoch ihrer Hauptstadt Rottenburg jenes Gewicht verliehen, das

sich auch in der nachfolgenden österreichischen Zeit nicht ganz verloren hat. Tübingen und Rottenburg waren zu Ende des Mittelalters etwa gleichwertige Städte, die auch ungefähr dieselbe Verkehrsbedeutung besaßen. Eine ganz andere Konkurrentin war im Osten in der Stadt Reutlingen aufgekommen, die sich zwar nicht der Gunst eines dort residierenden Herrn erfreuen konnte, aber als Reichsstadt ganz andere Möglichkeiten des Emporkommens hatte.

So hat sich also im mittleren Schwaben kein alle anderen Städte überschattendes Zentrum bilden können, sondern Reutlingen, Tübingen und Rottenburg treten als ungefähr gleichwertige Städte in das Spätmittelalter ein. Jede von ihnen übertraf an Bedeutung und wohl auch an Volkszahl die Städte der weiteren Umgebung, aber keine der drei hat die Rolle von Ulm oder von Eßlingen übernehmen können, obwohl die führenden Schichten der drei Städte, eng untereinander verwachsen, auch mit dem Eßlinger und in geringerem Maße mit dem Ulmer Patriziat verbunden waren. Anders war es am Nordrand Schwabens, wo es der Stadt Stuttgart, dank der Gunst der mächtig emporstrebenden Grafen von Württemberg, gelang eine ziemlich eindeutige Führerrolle zu übernehmen und gegen das Ende des Mittelalters auch Eßlingen zu überflügeln. Die Anfänge dieser Entwicklung sind wohl um 1320 anzusetzen, als das Stift Beutelsbach nach Stuttgart verlegt und diese Stadt nun immer mehr in die Stellung der württembergischen Hauptstadt hineinwachsen konnte. Als deshalb Tübingen 1342 württembergisch wurde, war unsere Stadt vermutlich immer noch die volkreichste und vielleicht ihren Beziehungen nach die bedeutendste des Landes. An eine Verlagerung des Schwerpunktes von Stuttgart nach Tübingen war aber nicht zu denken, weil Stuttgart mitten im Lande und im ertragreichsten Teil desselben lag, während Tübingen doch immer nur randlich blieb und so nur zweite Residenz werden konnte.

Wenn wir heutzutage die Bedeutung einer Stadt ermessen wollen, greifen wir zu verschiedenen Statistiken und erhalten zum mindesten für gewisse Beziehungen ein annähernd richtiges Bild. Für das Mittelalter stehen uns derartige Hilfsmittel nicht zur Verfügung. Auf einigen Gebieten kann aber das Einflußgebiet Tübingens einigermaßen genau ermittelt werden. Das gilt einmal für den Bereich des in Tübingen geprägten Pfennigs, über den wir dank der Untersuchung von Elisabeth Nau ziemlich genau Bescheid wissen. Das Hauptverbreitungsgebiet deckt sich ungefähr mit dem Umfang der alten Oberämter

Tübingen, Rottenburg, Herrenberg, Nagold, Horb, Freudenstadt, Sulz, Oberndorf und Haigerloch. Ein Vorstoß auf die Alb bis Bernloch deutet auf die alten Beziehungen der Pfalzgrafen zu Blaubeuren und Oberschwaben. In diesem Gebiet lief nachweislich seit Mitte des 12. Jahrhunderts der Tübinger Pfennig um. Am Neckar unterhalb Tübingens, im Filstal, um Stuttgart und Eßlingen sind zwar ebenfalls gelegentlich Tübinger Pfennige erwähnt, doch hatte dort schon während der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts der Heller, der Pfennig von Schwäbisch Hall, das Übergewicht. Der Tübinger zog sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mehr und mehr in den Westteil seines Verbreitungsgebiets zurück und verschwindet schließlich nach 1330 aus dem Zahlungsverkehr.

Ein ähnlicher Bereich läßt sich für das Tübinger Getreidemaß ermitteln. Das Tübinger Malter, das seit 1240 in den Urkunden erscheint, ist eigentlich ein dem Scheffelsystem angehöriges Maß, das durch irgendwelche Umstände in das Maltersystem gezwängt wurde. Eine genauere Übersicht über seinen Geltungsbereich erhalten wir erst für 1557 durch die Arbeit von Lutz über die altwürttembergischen Hohlmaße. Danach galt das Tübinger Malter, das mit dem Rottenburger identisch war, bis 1557 in den Ämtern Tübingen, Bebenhausen, Nagold und Wildberg, im Stäblein Remmingsheim und den ritterschaftlichen Orten am Neckarknie und nach 1557 weiterhin in Rottenburg und in der niederen Herrschaft Hohenberg, einzelne Ortschaften immer ausgenommen. Abgeleitet vom Tübinger waren wohl auch das Horber, Haiberbacher und möglicherweise das Calwer Malter, die sich jedoch bis um 1550 schon stark verändert hatten. Urkundliche Nennungen zeigen jedoch, daß der Bereich des Tübinger Malters im Mittelalter viel größer gewesen sein muß und die oben geschilderten Grenzen weit überschritten hat, und zwar im Westen bis Wolfach, im Süden bis Melchingen und Starzeln und vereinzelt bis zur Donau hin.

Ungefähr dasselbe Verbreitungsgebiet erhalten wir 1557 für die Flüssigkeitsmaße. Tübinger Eich- und Schenkmaß galten in den Ämtern Tübingen, Bebenhausen, Nagold, Wildberg, Balingen und in Teilen des Amtes Herrenberg, in Rottenburg und Niederrhohenberg, immer mit Ausnahme einzelner Orte. Vom Tübinger Eich abgeleitet waren wohl auch die entsprechenden Maßeinheiten von Calw, Herrenberg und Merklingen. Tübingen hatte ursprünglich auch besondere Gewichte und ein eigenes Salzmaß, über



Tübingen von Süden. Aus der Topographia Sueviae von Merian, 1643

deren Verbreitung jedoch noch wenig bekannt ist. Die Tübinger Salzscheibe scheint allerdings mit der Uracher übereinzustimmen.

Der Geltungsbereich der Tübinger Maße erstreckte sich somit nicht nur auf den Großteil des alten pfalzgräflichen Territoriums, sondern darüber hinaus vor allem in das Hohenbergische. Dies hatte auch eine wirtschaftliche Bedeutung, weil jährlich einmal Abordnungen der Städte nach Tübingen kamen, um zu pfechten, d. h. um richtiges Maß und Gewicht zu holen. So pfechteten z. B. noch um 1500 Nagold sein Getreidemaß, Balingen sein Weinmaß und Böblingen sein Gewicht in unserer Stadt. Wenn auch natürlich die Verbreitung der Tübinger Maße in erster Linie der Macht und dem Ansehen der Pfalzgrafschaft zu danken ist, so hat doch wahrscheinlich auch die mittelalterliche Marktbedeutung der Stadt dazu beigetragen. Allerdings wissen wir über diese vorläufig noch nichts zu sagen. Erst von 1573 an ist bezeugt, daß der Tübinger Kornmarkt weithin bekannt war.

Dagegen hat die Stadt, wie die Forschungen von Hektor Ammann ergeben haben, im Mittelalter auf industriellem Gebiet keine besondere Rolle gespielt. Die in stattlicher Zahl in Tübingen ansässigen Handwerker haben in der Hauptsache den Bedarf der näheren Umgebung gedeckt, jedoch nur wenig für den Fernhandel produziert. Auch als Umschlagsplatz hatte Tübingen keine größere Bedeutung. Die hiesigen Kaufleute lassen sich auf den deutschen und internationalen Messen des Mittelalters verhältnismäßig selten nachweisen. Für das Wirtschaftsleben einer Stadt war es sodann von Wert, wenn auswärtige Klöster Verwaltungshöfe für ihren Besitz in der Nachbarschaft errichteten. Auch in dieser Beziehung tritt Tübingen nicht hervor. Reutlingen hatte z. B. wesentlich mehr solcher Klosterhöfe in seinen Mauern als Tübingen.

Auf geistigem Gebiet ist eine besondere Bedeutung unserer Stadt bei den Rechtsverhältnissen festzustellen. Was die Kunst betrifft, so ist zu vermuten,

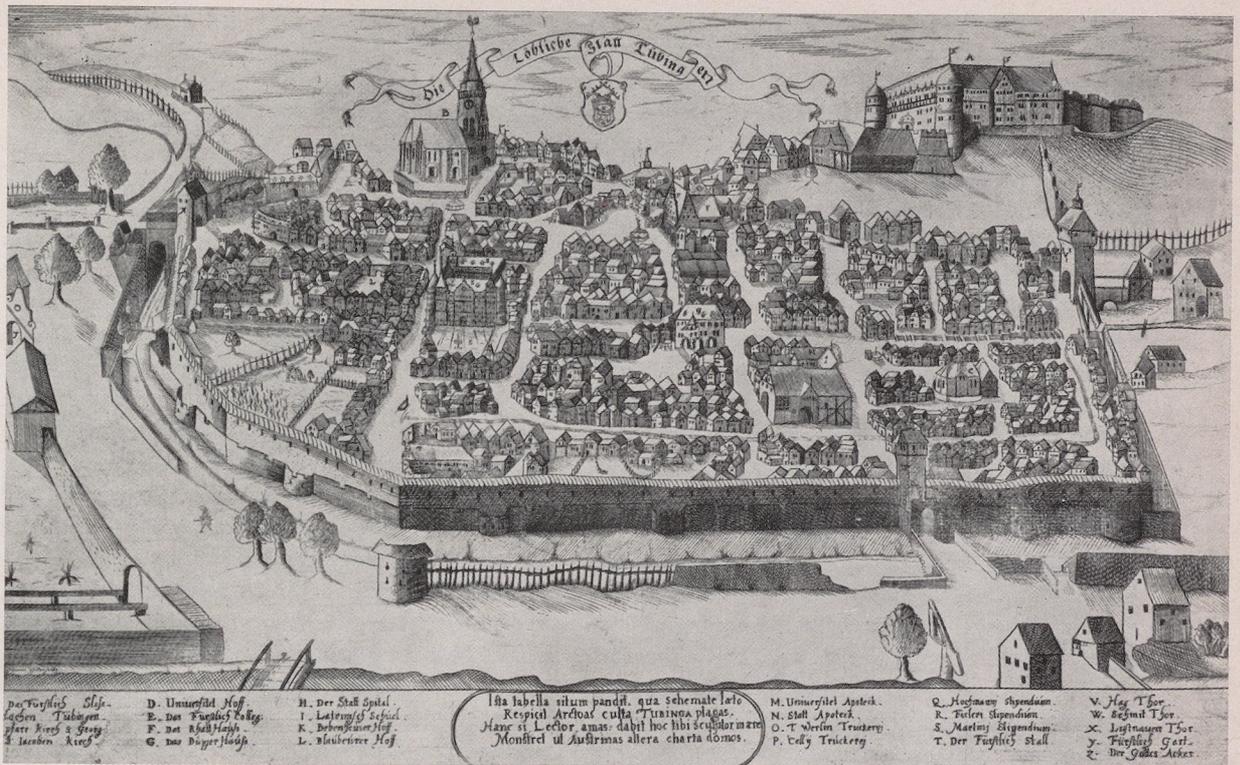
daß die Prachtliebe der Pfalzgrafen nicht nur fremde Künstler angelockt, sondern auch einheimische Talente gefördert hat. Jedoch ist wenig des damals Geschaffenen erhalten, so daß es auch späterer Forschung schwer fallen wird, Tübingen als Kunstzentrum des Hochmittelalters nachzuweisen. Im Spätmittelalter, als das Bürgertum als Mäzen den Hof ersetzen mußte, sind die Nachbarstädte Reutlingen und Rottenburg mindestens gleichbedeutend, wenn nicht überlegen in ihrem religiösen und bürgerlichen Kunststreben. Dasselbe gilt für die drei Städte als religiöse Zentren. Tübingen hatte das Kloster Bebenhausen, das man in vieler Hinsicht zur Stadt rechnen kann, Rottenburg sein Stift Ehingen, beides fürstliche Stiftungen. Klöster städtischer Mönchsorden und Klausen waren in allen drei Städte zu finden, und was den religiösen Eifer der Bürger in der Stiftung von Altarmessen und Spitälern betraf, so wird man kaum sagen können, daß eine der drei die anderen übertraf. Daß sich die Städte allmählich zu Dekanatsitzen entwickelten, ist ein durch die Geschichte bedingter Vorgang, der auch bei unbedeutenderen Orten festzustellen ist. Zweifellos hat jede der drei Städte die übrigen des weiteren Umkreises in ihrer kirchlichen Bedeutung weit übertroffen, aber unter sich waren sie ziemlich gleichwertig, und erst die Gründung der Universität hat unserer Stadt ein eindeutiges Übergewicht als religiöser und geistiger Mittelpunkt des ganzen Landes Württemberg gegeben.

Dagegen hatte Tübingen im mittelalterlichen Rechtsleben eine Vorrangstellung, die der Stadt noch weit bis in die Neuzeit hinein erhalten blieb. Ob sie bei ihrer Gründung Freiburger Recht empfangen hatte, ist noch nicht genügend geklärt. Tübinger Recht bekam auf jeden Fall die Stadt Sindelfingen 1263 verliehen und wahrscheinlich noch eine ganze Reihe anderer Städte. Solche Stadtrechtsverleihungen waren übrigens nicht so wichtig, wie man gemeinhin geneigt ist anzunehmen. Als die Stadt Frankfurt sich beim König Ludwig beschwerte, weil dieser anderen Städten Frankfurter Recht gegeben hatte, beruhigte sie der König mit der Bemerkung, daß solche Bewidmungen nicht übermäßig viel zu bedeuten hätten. Viel wichtiger war, ob eine Stadt einen Oberhof hatte, vor den Urteile anderer Stadtgerichte gezogen werden konnten. Im Bereich des oberen Neckars und der oberen Donau wurde dieser Rechtszug nach Art des Freiburger ausgeführt. War ein Urteil eines Stadtgerichtes nicht einhellig gefaßt, also „gezweit“, dann nannte man das Urteil der Mehrheit der Richter „Mehrerrurteil“, das der Minderheit „Minderurteil“.

Die sich benachteiligt fühlende Partei hatte nun das Recht, das Minderurteil vor einen Oberhof zu ziehen, d. h. vor ein in gewisser Beziehung übergeordnetes Stadtgericht. Der Oberhof hatte die Pflicht eines der beiden Urteile zu bestätigen, durfte aber statt dessen kein neues fällen. Das Verfahren ist von Freiburg her genau bekannt. Am oberen Neckar und an der oberen Donau gab es mehrere solcher Oberhöfe, nämlich Mengen, Villingen, Rottweil, Oberndorf und Haigerloch, bei denen jedoch jeweils nur ein oder zwei unterstellte Stadtgerichte nachzuweisen sind (Der Oberhof Rottweil ist nicht zu verwechseln mit dem kaiserlichen Land- und Hofgericht Rottweil, das ganz andere Aufgaben hatte). Viel bedeutender war der Tübinger Oberhof, wohin nachweislich Minderurteile von Horb, Rottenburg und Hayingen gezogen wurden, zu dem aber ziemlich sicher auch Wildberg, Herrenberg, Sindelfingen und Urach gehörten und wahrscheinlich noch eine ganze Reihe anderer Städte, deren Zugehörigkeit wir zur Zeit noch nicht urkundlich nachweisen können. Es waren im Höchstfall 17 Städte, die einen Rechtszug nach Tübingen hatten. Der Tübinger Oberhof hatte zwar nicht das Gewicht des Freiburger, war aber in Südwestdeutschland der einzige der mit letzterem verglichen werden kann, und östlich des Schwarzwaldes war überhaupt nur der Tübinger von Bedeutung.

Als nun um 1470 die württembergischen Grafen das Rechtswesen ihres Landes zu vereinheitlichen begannen, richteten sie zwei Obergerichte in Stuttgart und Tübingen ein, wohin in Zukunft die Appellation von den Amts- und Stadtgerichten gehen sollte. Daß nicht Stuttgart allein ein Obergericht erhielt, hängt mit der damaligen Landesteilung zusammen. Daß aber das Appellationsgericht in Tübingen nach der Wiedervereinigung erhalten blieb, dürfte darauf zurückzuführen sein, daß für viele Städte der Rechtszug in unsere Stadt schon im Mittelalter zur Gewohnheit geworden war. Tübingen verlor zwar seinen mittelalterlichen Oberhof und einige der Städte, die zu diesem gehört hatten, so Horb, Rottenburg und Hayingen, es gewann dafür bis um 1500 für sein neues Obergericht einige württembergische Städte hinzu, die zu anderen Oberhöfen gehört hatten, so Ebingen und Dornstetten. Überdies war das Ansehen des hiesigen Stadtgerichtes gesteigert, denn bei der Appellation boten sich der Rechtsfindung doch viel größere Möglichkeiten als beim ehemaligen Rechtszug.

Kurze Zeit darauf machte Tübingen auf rechtlichem Gebiet eine noch größere Erwerbung. Das 1475 mit einer Ordnung ausgestattete württembergische Hof-



Tübingen von Norden. Radierung von Johannes Pfister, 1620

gericht, das zunächst dort tagte, wo der Hof sich aufhielt, wurde 1514 endgültig als Oberappellationsgericht nach Tübingen verlegt. Wenn auch zeitgegebene Umstände diese Ortswahl bestimmten, so spielte vermutlich doch auch die Erinnerung an den ehemaligen Großen Oberhof eine Rolle. In Tübingen befand sich also bis um 1470 ein städtischer Oberhof von großer Bedeutung, von etwa 1470 an ein Obergericht (Appellationsgericht) für den oberen Teil von Württemberg und seit 1514 ein Hofgericht (Oberappellationsgericht) für das ganze Land. Die Stadt hat demnach ein rechtliches Erbe zu verwalten, dessen sich nicht einmal die Landeshauptstadt rühmen kann, geschweige denn die übrigen Städte des nördlichen Schwabens. Dies Erbe ist mehr oder weniger aus pfalzgräflicher Zeit, als der Oberhof geschaffen wurde, überkommen.

Die Stadt Tübingen hat also allen Anlaß nicht nur des Stifters der Universität, des Grafen Eberhard von Württemberg, sondern auch der Pfalzgrafen dankbar zu gedenken. Sie kann auf jeden Fall den oft getadelten Verschwendersinn, oder wie andere abmildernd

meinen, das wenig haushälterische Wesen der Tübinger Grafen, nicht mißbilligen, denn die Stadt zog daraus Nutzen. Auch will es scheinen, daß der eine oder andere der Pfalzgrafen doch mehr politischen Spürsinn gehabt haben muß, als man ihnen gemeinlich zutraut. Sonst hätte Tübingen nicht mit der oben geschilderten Bedeutung in das Land Württemberg eintreten können. Die Beziehungen der Stadt konnten zwar nur auf ganz bestimmten Gebieten aufgezeigt werden. Vielleicht gelingt es bei weiterer Forschung das Bild genauer zu zeichnen. Aber eines ist aus unserem bruchstückhaften Mosaik doch herauszulesen: Das Einflußgebiet Tübingens erstreckte sich weit über das eigentliche pfalzgräfliche Territorium hinaus und umfaßte vor allem das gesamte Niederhohenberg. Dabei waren sicher auch vorpfalzgräfliche Bindungen zwischen Rottenburg und Tübingen, die z. B. auch im Landgerichtswesen zum Ausdruck kommen, maßgebend. Einige Pfalzgrafen müssen jedoch diese Gegebenheiten klug genutzt haben, was auf die Dauer nicht ihrem Geschlecht, wohl aber ihrer Stadt zugute kam.

Schnittpunkt der Konfessionen

Ein Beitrag zur Tübinger Theologie des 19. Jahrhunderts

Von Ernst Müller

Fast dreihundert Jahre war die vom Grafen Eberhard am Ende des Mittelalters gegründete Hochschule ausschließlich Verkünderin des reformatorischen Gedankengutes in allen seinen Entwicklungsstufen. Die herzoglichen Beamten, ob sie Mediziner oder Juristen, Lehrer oder Diener der Kirche waren, hatten sich beim Amtsantritt auf die Konkordienformel von 1580 verpflichten müssen. Durch den Erlaß König Wilhelms I. vom 25. Oktober 1817 wurde eine katholisch-theologische Fakultät mit den gleichen Rechten wie die anderen Fakultäten errichtet. Gleichzeitig bestimmte der Staat das frühere collegium illustre zur Ausbildungsstätte für katholische Internatszöglinge und stellte so die Parität zum königlichen Stipendium, dem evangelischen Stift her. Damit waren die Voraussetzungen für einen theologischen Wettstreit der beiden Kirchen und ihrer wissenschaftlichen Vertreter gegeben. Der protestantische Glaube hatte kein Privileg mehr, der allein rechtsgültig im Staat Württemberg zu sein. Der Staat schützte in gleicher Weise die Lehre und die Kirche beider Konfessionen. Das Odium einer irrigen Papistenreligion verlor seine polemische Wirkung, die sie in den dogmatischen Lehrbüchern der Tübinger Professoren jahrhundertlang ausgeübt hatte. Den evangelischen Studierenden war es gestattet, Vorlesungen bei den Katholiken zu hören, und die Lehrerschaft der katholischen Fakultät las der Gesamtheit der Studierenden öffentliche Kollegs.

Mit dem Erscheinen von Johann Adam Möhlers weitläufigem Opus „Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften“ im Jahre 1832 war die evangelische Fakultät aufgefordert, die protestantische Lehre zu verteidigen. Ferdinand Christian Baur, das Haupt der „Tübinger Schule“, verfaßte eine ebenso weitgespannte Gegenschrift.

Ich will versuchen unter Absehung des heutigen Standes der theologischen Forschung, also rein geisteswissenschaftlich einige der wichtigsten Kontroversen beider Schriften als einen Beitrag zur Theologie des von Schleiermacher und Hegel beherrschten theologischen Denkens jener Epoche darzulegen.

Möhler und Baur sind sich einig, daß es für die Sache

des Christentums förderlich sei, die bestehenden Glaubensunterschiede nicht zu verwischen oder in einer verschwommenen *una sancta*-Vorstellung untergehen zu lassen, sondern so scharf wie möglich zu profilieren. In der Methode aber unterscheidet sich Baur gleich zu Beginn von Möhler. Er erweist sich als der methodisch Stärkere, dem kein Widerspruch entgeht, in den sich sein Kontrahent verfangen hatte, der vor allem gegen jede Art von Mystizismus und moralisierende Expektorationen das scharfe Schwert des wissenschaftlichen Denkens zückt.

Weder ein religiöses noch ein polemisches Interesse, weder der Samen der Märtyrer oder der Sieg des Lichtes über die Finsternis, weder die bloße Aufzählung einer Menge von Tatsachen noch ein selbst konstruiertes Urevangelium können zum letzten Verständnis der Wahrheit und der Tiefe der Lehrsätze beitragen oder sie in ihrer gemeinten Tiefe verstehen. Gegen Möhler, der von absoluten Größen und Wahrheiten der Kirche ausgeht, und an ihnen den Irrtum der reformatorischen Dogmen feststellt und ablehnt, faßt Baur das Dogma als einen Prozeß, als eine Werdensmöglichkeit auf. Alle Veränderungen, Gegensätze und Unterschiede in den Lehrmeinungen etwa von der Reformation ab sind nicht gegen den katholischen Lehrbegriff polemisch zu verwenden, sondern als organische Teile des Ganzen auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu untersuchen, um sie der Idee der Kirche sinnvoll dienstbar zu machen.

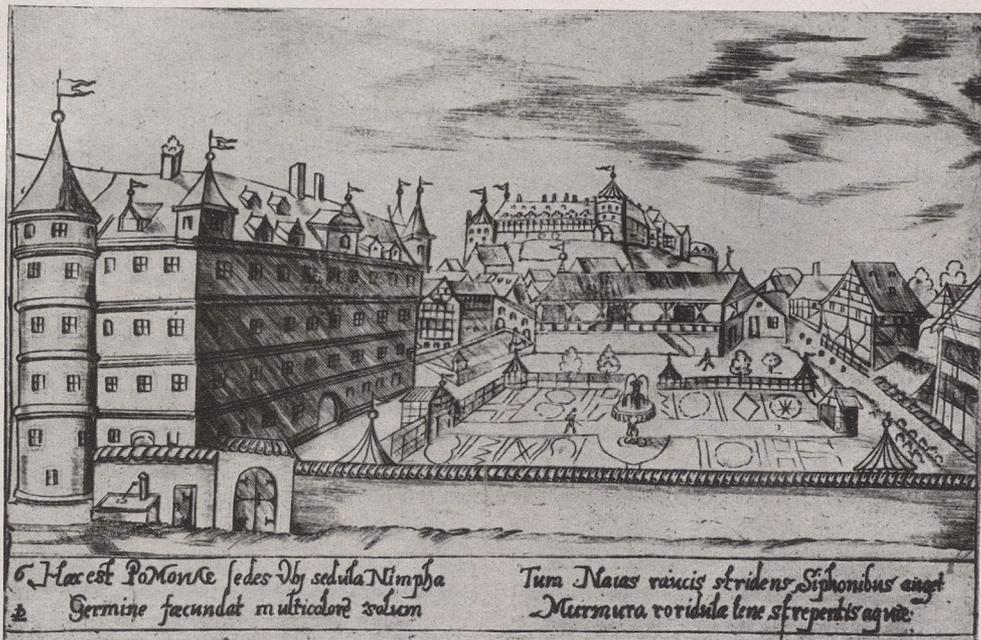
Das ist in der Tat die Methode, die zum mindesten seit Schleiermacher im 19. Jahrhundert als protestantisch gegolten hat. Es ist die Rückführung der theologischen Arbeit auf die Anthropologie oder mit Schleiermacher auf das christliche Bewußtsein. Aber dasselbe Anliegen sprach auch Möhler in seiner Vorrede aus. Auch er versucht den einseitigen Rationalismus, Naturalismus und die protestantische Orthodoxie hinter sich zu lassen und das gegenwärtige Bewußtsein, das „Menschliche am Christentum“ zum Prinzip zu erheben.

Freilich gerät er mit Baur sofort in den schärfsten Konflikt, wenn er behauptet, daß die katholische Wahrheit ein für alle mal die einzig mögliche Synthese sei, die Aufklärung und Orthodoxie überwinden und der Einseitigkeit überführen könne.

Da die Vernunft etwas Sachliches ist und auf die Sache selbst abzielt, macht Baur seinen Kontrahenten auf eine Mißachtung der Vernunft aufmerksam, wenn Möhler die These verfißt, alle reformatorischen Lehrsätze seien rein subjektive und daher willkürliche Schöpfungen von Menschen. Das katholische Dogma dagegen habe keine Theologen zu Urhebern, sondern die Kirche als überpersönliche Größe. Die Reformatoren hätten sich gleichsam als kleine Christusgeburten gebärdet und sich auf eigene Faust eine Erlösungstheorie vorgemacht. Wäre Möhlers These richtig, dann wäre allerdings der Lehrsatz nichts als bloßes Erzeugnis der ketzerischen Selbstsucht. Mit gleichem Recht könnte man die Dogmenbildung der alten Kirche auf die Subjektivität der Kirchenväter zurückführen, ja man müßte das sogar tun, will man die gleiche methodische Vernunft in der alten wie der neuen Kirche als wirksam annehmen, entgegen Baur. Menschenwerk ist alles Dogma. Subjektivität bei den katholischen Dogmen zu leugnen, heißt eine *petitio principii* begehen und den Standpunkt der christlich erleuchteten Vernunft verlassen. Damit weist Baur Möhlers zweite These zurück, daß der Grundsatz der Reformatoren, nur die Autorität der Schrift anzuerkennen, ein grundloses Vorgehen sei. Bestimmt das Symbol eine für den Glauben gültige allgemeine und objektive Wahrheit, dann müßte zuerst untersucht werden, ob der katholische Traditionsbegriff ein sicheres Kriterium darbietet, Allgemeines vom

Besonderen zu unterscheiden. Anerkennt man aber die Tradition als gleichwichtige Autorität wie die Schrift, was Baur auch tut, dann ist es nicht mehr erlaubt, den Reformatoren die Beschränkung auf die Schrift zum Vorwurf zu machen. Jedem ist vom Standpunkt der Vernunft aus das Seinige zu lassen. An Gründen für die alleinige Autorität der Schrift hat es den Reformatoren nicht gemangelt. Das protestantische Symbol ist auf die Schrift gegründet und daher genau so objektiv wie das katholische. Die Schrift gilt den Protestanten als *norma normans* für die *norma normata* der Symbole. Im Symbol drückt sich nicht eine inspirierte Persönlichkeit aus, ob sie nun Luther oder Augustin heißt, sondern eine aus der Schrift gewonnene biblische Wahrheit. Es ist auch schwer einzusehen, inwiefern das Wirken des Geistes bloß auf das apostolische Zeitalter hätte beschränkt sein sollen. In der Verfechtung des Traditionsbegriffes hat in der Tat die katholische Kirche ein Schwert in der Hand, das den weit traditionsloseren Protestanten manche Wunden schlagen kann.

Greifen wir aus der Fülle der Kontroversen die Lehre von der Erbsünde und der Natur des Menschen heraus. Möhler sagt, Luther habe dem Menschen *post lapsum Adae* alle Anstrengungen, das Gute zu tun, und alle natürlichen Fähigkeiten, Gott zu vertrauen, abgesprochen. Der Mensch sei radikal in die Erbsünde hineingeboren, seine Ebenbildlichkeit sei



Collegium illustre in Tübingen. Kupferstich von Ditzinger nach Neyffer, um 1607



Ferdinand Christian Baur
geboren 1792 in Schmiden, gestorben 1860 in Tübingen

ihm mit der Wurzel ausgerissen. Luthers Erbsündenlehre sei deshalb gnostisch und manichäisch und eine offenbare Irrlehre. Der Mensch ähne in dieser Lehre mehr dem Tier und dem Teufel als seinem Schöpfer. Die Folge davon sei, daß der Mensch ohne freien Willen immer nur die Werke des Teufels tun müsse, nie das Gefühl einer Schuld, ja nicht einmal das Gefühl seiner Sündhaftigkeit haben könne. „Er mag rasen, er mag wüten und zerstören, aber seine Handlungsweise wird nicht anders als die eines wilden Tieres“ (Möhler). Baur stellt fest, daß eine solche Auslegung der Erbsünde, wie sie hier Luther zuge-dacht ist, weder jemals in der katholischen Kirche noch in der reformatorischen gewagt worden sei. Die Möhlersche Darlegung stehe einzig da. Im reformatorischen Symbol wird lediglich behauptet: Die Erbsünde vernichtet nicht die natürliche Vernunft, die *capacitas*, die *aptitudo*, die *iustitia civilis* zu erlangen, aber sie genügt nicht, um Gott so zu lieben, wie der Mensch ihn lieben sollte. Die Vernunft kann nicht auf die *res spirituales et divinas* angewendet werden. Im weltlichen Umkreis betätigt sich nach reformatorischer Lehre die Vernunft so vollkommen wie es auch das katholische Dogma will, aber der Mensch

kann sich mit ihr nicht in die Sphäre der geistlichen und göttlichen Dinge erheben; das aber ist nach Baur die Erhebung in die höhere Potenz des christlich verstandenen Geistes. Er wirft Möhler deswegen mit der Sprache Schellings und Hegels eine Begriffsverwirrung vor. Wenn Möhler mit Luther dem Menschen jeden natürlichen Geist und jede Geisttätigkeit abspricht, dann hat er die unbestritten qualitative Geistminderung des gefallen Menschen mit einem völlig unrichtigen quantitativen Geistverlust identifiziert. Hätte er recht, dann könnte einem so vertierten Menschen auch keine Erlösung zuteil werden.

Das Böse, so legt Baur die lutherische Erbsünde aus, ist nicht als eine unverdrängbare Substanz in den gefallen Menschen gelegt; wäre dem so, hätte Möhlers Tadel Gültigkeit, der Mensch wäre ein Werkzeug des manichäischen Bösen. Aber dagegen steht die Konkordienformel, die sich gegen den Vorwurf des Manichäismus schützt. Auch Luther nennt die Sünde keine *substantia*, nur eine *essentia*, was nicht das gleiche ist. Gewiß – der gefallene Mensch steht im Stande der Sündhaftigkeit, es ist sein natürlicher Stand, denn nur so kann er in den Stand der Wiedergeburt, der Erlösung kommen und der Gnade teilhaftig werden. Wobei freilich die Wiederherstellung des Menschen in den Stand der *justitia originalis* nicht durch einen übernatürlichen Akt verwirklicht wird, wie Möhler will, sondern in der Natur des Menschen selbst stattfindet. Denn der Mensch hat *post lapsum* nicht seine ihm geschenkte Übernatur verloren, er bleibt auch im Stand der Wiederherstellung derselbe Mensch mit derselben Natur, der seine Pflichten und Aufgaben in der Welt verwirklicht.

Die Sünde ist nicht zu verwechseln mit der sinnlichen oder charakterlichen Natur des Menschen, die immer dieselbe individuell-geschichtliche bleibt und teils aus den Erbanlagen, teils aus der Erziehung geformt und für den Dienst an der Welt ertüchtigt wird. Baur erweist sich als ein guter Hegel-Schüler, wenn er das Böse oder die Sünde als den Zustand „der nackten Endlichkeit, der (aller höheren Potenzen) entblößten, auf sich beschränkten, sich selbst überlassenen Natur“ definiert. Damit nähert sich Baur aber der von Möhler gelehrten und mit der altkirchlichen übereinstimmenden Auffassung vom Menschen, die unter dem Namen des Pelagianismus dogmatische Streitigkeiten seit Augustin entfesselt hat. Er weicht nur in der Lehre von der Übernatur von Möhler ab und behauptet, um seine protestantische „Würde des Menschen“ zu retten, ein Zusammenfallen des Göttlichen und Menschlichen im Menschen selbst, wobei freilich der Unterschied des Menschlichen und Göttlichen

trotz der Einheit nicht aufgehoben sein soll. Damit ist dem Menschen dann auch mehr mitgegeben und aufgegeben als die Lehre von der bloßen Ebenbildlichkeit ausdrücken kann. Mit dieser Auffassung kann Baur dann mühelos Möhlers These widerlegen, daß die Reformatoren durch die Leugnung des freien Willens im Menschen Gott zum Urheber des Bösen und den Menschen zum Tier ohne sittliche Entscheidungsfähigkeit gemacht haben.

Wie aber könnte der gute, heilige Gott zum Bösen antreiben? Wie überhaupt kann das Böse in die Welt kommen, da Gott nur gut gedacht werden kann? Wir stehen vor der Lehre vom Teufel als dem Widersacher Gottes. Es ist der gnostische Dualismus der Zweiweltheorie, die in solcher Problematik angeschnitten wird. Gegen Möhler werden zunächst die scharfen Sätze der Konkordienformel und ihre absolute Verwerfung der calvinischen Prädestinationslehre – Calvins finstere Herrschaft sagt Möhler, sei im modernen Protestantismus Gott sei Dank schon gebrochen – ins Feld geführt. Damit liege es klar am Tage, daß die Reformatoren mit der Lehre von der Freiheit stehen und fallen, auch die Teufelslehre nur als Teil der Gotteslehre verstanden werden darf. Wer nicht selig werden will, braucht es nicht zu wollen. Der Mensch hat die freie Wahl der Entscheidung. Der Gott widerstrebende Wille gehört eben so zur Natur des Menschen wie seine Hingabe an den Schöpfer, dem er alles verdankt. Der Teufel herrscht nicht wirklich, nur scheinbar und muß abfahren, sobald es Gott will. Baur definiert das *liberum arbitrium* als ein *aequilibrium*, eine völlige Indifferenz wie bei einer Waage, die nach der einen oder anderen Seite ausschlagen kann. Das heißt, der Mensch steht stets auf dem Sprung zum Guten oder zum Bösen. Das eine hat so wenig Übergewicht wie das andere. Bei der Auslegung des *servum arbitrium* Luthers hilft er sich so, daß, wenn Gottes *omnipotentia* im Bösen wie im Guten wirkt, Gott dennoch nicht für das Böse verantwortlich gemacht werden kann, weil das Böse das Endliche, Nichtige sowohl in der Weltgeschichte als auch im Menschen ist, und daher gar kein Betätigungsfeld für Gott sein kann. „Gott wirkt zwar in den Bösen, aber nicht sofern sie böse sind.“ Eine ähnliche Vermittlungsaktion entwickelt Baur der katholischen Lehre von der Rechtfertigung gegenüber. Er stellt zunächst die Differenzen fest: Möhler sieht das Wesen der Rechtfertigung in der Heiligung, die Reformatoren in der Sündenvergebung. Daraus ergibt sich: die Rechtfertigung ist im Katholizismus nie etwas völlig Abgeschlossenes und Fertiges, während die protestantische Sündenvergebung ein ein-

maliger Aktus ist, der das Verhältnis des Menschen zur rechtfertigenden Gnade für immer festlegt. Möhler behauptet, nach Luthers Erbsündelehre verhalte sich der Mensch bei der Rechtfertigung bloß passiv; er tue nur so, als ob ihm die Sünden vergeben seien, er bleibe nach wie vor sündig. Gott könne die Sünde dem radikal verderbten Menschen gar nicht anrechnen, denn sie sei notwendig. Diesen Vorwurf widerlegt Baur damit, daß er die Heiligung als eine relative, keine absolute auffaßt; der Mensch zweifelt zwar nicht an der Wirkung der Rechtfertigung, aber sein Verhältnis zu Gott wird durch sie nicht passiv und beruhigt, seine Gewißheit nicht absolut, weil er die Befreiung von Sündenschuld nicht, wie der Katholik, mit der Heiligung begründet. In diesem Zusammenhang wirft Baur Möhler die bloße Intellektualität des Glaubensbegriffes im Katholizismus vor. Die katholische Glaubensauffassung wende sich an die Erkenntniskräfte des Menschen, die protestantische Auffassung vom Glauben aber stelle den ganzen Menschen und sein seelisches Vermögen in Rechnung. Im Protestantismus sei Glaube das beseligende innerste Prinzip, der Mittelpunkt, von dem alle willentlichen und geistigen Tätigkeiten ausgehen. Baur will auch hier wieder einen Vermittlungsbeweis gegen den Katholizismus führen: Der Katholik läßt den Glauben von der Intelligenz aus über das Gefühlsleben in den Willen eindringen. Erkenntnis und Wille stünden sich abstrakt gegenüber, eine Vermittlung fehle, diese sei aber die in der Tiefe des Gemüts liegende spekulativ gewonnene Einheit von Verstand und Wille. In dieser Einheitstiefe sei erst der Mensch ganz er selbst, Wesen und Sein fallen zusammen. Daraus rühre das protestantische Selbstbewußtsein, in dem die Sünde die eigene Nichtigkeit vor Gott und die Würde der Gotteithaberschaft mitgesetzt sind. Dem katholischen Glauben fehlte diese Einheit und daher auch das tiefere Bewußtsein der Sünde, was sich in den Lehrsätzen des Tridentinums von der Rechtfertigung niedergeschlagen hat. Die Differenzen zwischen dem katholischen und dem protestantischen Glauben sind unauflösbar, sie wurzeln im Wesen der beiden Glaubenssysteme, im Wesen dessen, was der Protestantismus vom Menschen fordert und wie er ihn in einer angespannten Versittlichung gegen das Böse begrenzt. Das „*sola fide*“ Luthers erklärt Möhler für eine Fälschung; im Text heiße es nur „*fide*“. Daher rührt dann nach Möhler die protestantische Irrlehre von der Unverdienstlichkeit der Werke. Auch hier versucht Baur zu vermitteln. Beide Glaubenslehren sind sich einig, daß den Werken ein sittlicher Wert zukommt, wobei

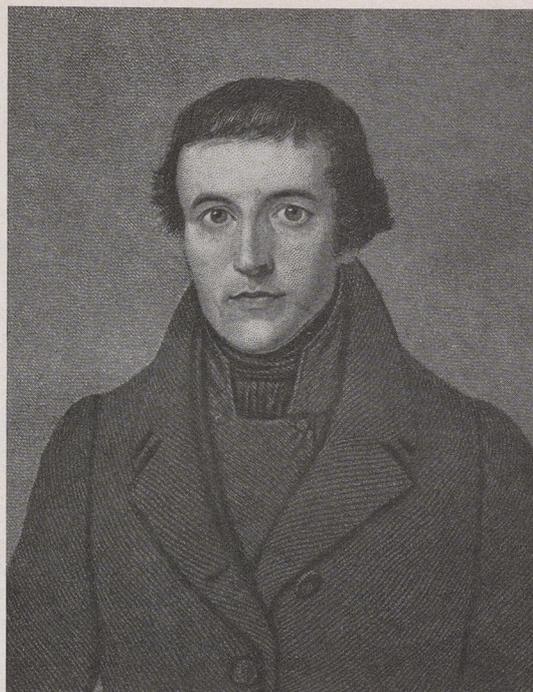
es nicht viel Unterschied macht, ob man die Werke als Früchte des Glaubens oder als Taten der Liebe (Katholizismus) ansieht. Darum ist Baur gegen Möhlers Thesen, daß dem Protestanten, der die Heiligung nicht zum Grundprinzip der Rechtfertigung macht, das Tun von Gott wohlgefälligen Werken schlechthin verwehrt sei, aufs äußerste befremdet. Gänzlich abweisend ist er auch gegen Möhlers These, der protestantischen Lehre fehle das Erhabenste der christlichen Sittenlehre, die Lehre von den opera superrogationis, von Werken, die mehr als genügen. Es ist selbstverständlich, daß eine protestantische Lehre, die dem Glauben eine solche Realität zuweist, auch für die Realität der guten Werke nicht blind sein kann. Glaube und Werk sind im Protestantismus eine Einheit, das eine und das andere. Wenn die Verdienstlichkeit der Werke im Protestantismus gezeugnet wird, dann nur darum, weil auch das vollkommenste Werk, die beste Liebestat in völliger Unangemessenheit steht, Gott, dem Schenker der Rechtfertigung damit imponieren zu können, aber auch unangemessen ist zum sittlichen Anspruch selbst, der mit einer gestuften Bewertung von Leistungen nie befriedigt werden kann. Auch der Gerechtfertigte bleibt in seinem neuen Stand in derselben Distanz zu Gott, er ist nichts Besseres und Heiligeres geworden dem Nichtgerechtfertigten gegenüber, so daß er nun plötzlich gute Werke tun konnte, während er vorher nur dem Teufel diente. Auch der Wiedergeborene ist Sünder und kann das Gesetz nicht erfüllen, ist den Anstrengungen nicht enthoben, ständig zu fallen und im Fall wieder kraftvoll aufzusteigen, sich selbst zu verbessern in einem unabschließbaren Prozeß. Eine auch nur approximative Annäherung an die Unsündlichkeit, ja an Christus selbst, ist dem Protestanten verwehrt, während der Katholik eine vollkommene Konformität mit dem Sittengesetz erreichen kann. Die Sittenlehre der Katholiken ist statisch, die protestantische dynamisch. Für den Protestanten stehen alle seine Handlungen, die er tut, unter der Pflicht, die ihm gebietet, darum kann es für ihn keine überverdienstlichen Werke geben, die doch nur voraussetzen, daß es eine Lebenssphäre gibt, in der die Pflicht dem Menschen nicht gebietet.

In der Lehre von den Sakramenten bestreitet Möhler, daß der Protestantismus überhaupt echte Sakramente kenne. Ein Sakrament ist wirkungslos, wenn man, wie es der Protestantismus tut, das opus operatum nicht anerkennt. Das opus operatum sagt, daß der Mensch beim Empfang der Sakramente sich so der göttlichen Tätigkeit hingibt und ihrer gewiß wird,

daß er nicht bloß passiv einfach empfängt, sondern dabei selbst empfänglich sein muß. Wenn die Reformatoren schon keine Heiligung etwa im Abendmahl zulassen, so sei es nur folgerichtig, argumentiert Möhler, wenn sie auch die Sakramente nicht als objektiv wirkende Gnadenmittel betrachten, die den Menschen heiligen, sondern sie bloß als Beruhigungstrost verstanden wissen wollen. Das protestantische Sakrament habe lediglich die Aufgabe, den subjektiven Zustand der Furcht, die Sünden könnten vielleicht nicht vergeben werden, zu vertreiben. Wenn man die Wirkung des Christentums allein auf die Rechtfertigung konzentriert, dann sei es nur folgerichtig, wenn man die Gnadenmittel entbehren wolle. Baur entgegnet: Es ist nicht richtig, daß das opus operatum bei den Protestanten fehlt, wenn darunter die objektive vom Glauben des Menschen unabhängige Wirkung der Sakramente verstanden wird und der Katholizismus den Glauben beim Empfang der Sakramente nicht ausschließt. Dennoch hängt beim Protestanten die Wirkung des Sakramentes in völlig anderer Weise als beim Katholiken vom Glauben ab. Eine bloße Disposition, ein bloßes Nichtwiderstreben genügt hier nicht. Die vom Katholizismus geforderte Empfänglichkeit für die sakramentale Gnade darf kein Minimum sein, vielmehr muß die Subjektivität so stark wie möglich an die Objektivität hingegeben sein. Die Sakramente sind nicht bloß wie ein Unterpfand des Glaubens an die Sündenvergebung, sondern die wahre Anwesenheit des Christus in Wein und Brot (Luther). Und darum bewirken sie nicht bloß die Vertreibung eines Furchtzustandes, sondern teilen durch die heiligende Gnade eine das geistliche Leben weckende und erneuernde göttliche Kraft mit. Aber gegen den Katholizismus spricht Baur den Sakramenten, wie sie im Protestantismus gespendet werden, jede Art von magischer Wirkung ab; im Grunde, meinte er, seien Sakramente nur Zeichen für den inneren geistigen Akt des Empfangenden.

Möhler bringt die Reduzierung der Siebenzahl der Sakramente, wie sie vom katholischen Traditionsbegriff gefordert werden müssen, auf die Zweifzahl (Abendmahl und Taufe) bei den Protestanten in eine kausale Verbindung mit dem von ihm herausgestellten Gesichtspunkt, daß für Luther das Sakrament bloß auf die Sündenvergebung beschränkt ist. Die Sakramente sind auch für den Wiedergeborenen, den echt Gläubigen und den schon gottgeweihten Menschen da. Sie umschließen systematisch den ganzen Lebenslauf des christlichen Menschen. Sie sind für den irdischen Menschen Sinnbilder der gött-

lichen Kraft des himmlischen Lebens, stärkster Ausdruck der Lebensgemeinschaft mit Christus. Baur lehnt eine solche an sich ideale Begründung ab. Die Reformatoren veranlaßte die Autorität der Schrift, bloß zwei Sakramente gelten zu lassen. Nicht das fromme Gefühl, die Harmonie des zyklischen Denkens durfte ihnen maßgebend sein, sondern allein „die nackte evangelische Wahrheit“. Im übrigen behandelt Möhler besonders die Taufe, die Buße und das Sakrament des Altars. Seiner Begründung der Taufe als „einem besiegelten Ablaßbrief für das ganze Leben“ stimmt Baur zu. Folgerichtig ist dann die Buße das Sakrament der Wiederanknüpfung der durch die Sünde abgebrochenen Gemeinschaft mit Gott. Baur weist aber Möhler auf die protestantische Lehre von der Erbsünde, die nichts anderes behauptet hat, als daß auch der aus dem Wasser und Geist Wiedergeborene in Sünden weiterlebt und darum der Buße bedarf. Daraus erhellt, daß die Protestanten die Buße als Sakrament nicht anerkennen können. Im Sündenstand, ist ihre Lehre, verliert der Mensch nie ganz den durch die Taufe erhaltenen Gnadenstand, die Verbindung mit Christus; und umgekehrt bedingt der Gnadenstand nicht den gänzlichen Verlust des Sündenstandes. Darum kann die Buße für sie kein Sakrament sein, da sonst die Taufe wiederholt werden müßte. So die spekulative Erläuterung Baur's. Der Katholik erläutert die Buße durch die drei Momente der Reue, Beichte und Genugtuung. Die Protestanten kennen nur die Reue und den Glauben, also die unterste Stufe der Buße in der Form der conscientiae terrores. Das aber, meint Möhler, zeige, daß die Protestanten keine wahre sittliche Vorstellung vom Sündenschmerz kennen, denn eine solche contritio sei roh und werde durch äußere Vorstellungen wie etwa der Höllenqualen und anderer Schrecknisse im Menschen künstlich erzeugt. Die vollkommene Reue komme nicht aus der Furcht vor der göttlichen Strafe, sondern aus der unendlichen Liebe zu Gott und einem tiefen Abscheu vor der Sünde. Baur hilft sich gegen den Möhlerschen Vorwurf durch eine spekulative Auslegung der Bestimmungen der Buße in der Augustana. Die melanchthonischen Begriffe *mortificatio* und *vivificatio* vergleicht er mit dem Begriffspaar *contritio* und *fides* und legt sie hegelisch als das Negative und das Positive aus. Dadurch, daß der Katholik die *mortificatio* übergeht, läßt er nur den Glauben im protestantischen Sinn gelten. Das aber, so wird gefolgert, bedeutet, der Katholik kennt den tödenden Sündenschmerz nicht, nur die Liebe Gottes. Denn die Liebe zu Gott kann nur die Folge der Tötung des Menschen durch die Sünde



Johann Adam Möhler
geboren 1796 in Igersheim bei Mergentheim,
gestorben 1838 in München

sein. Die katholische Lehre läßt auch hier das Bewußtsein vom vollen, nackten Ernst der Sünde vermissen „und faßt daher die Reue erst auf dem Punkte auf, auf welchem die protestantische ihre *contritio* schon in die *fides* übergehen läßt.“ Eine solche Auffassung der Sünde roh und primitiv zu nennen, trifft daher nicht deren sachlichen Gehalt. Beichte ist für Möhler ein nach Außendringen des angefochtenen Innern, ein Bekennen und darum Anerkennen von Sündenschuld. Die menschliche Natur fordere sie, um sich selbst von deren Realität zu überzeugen. Reue kommt erst in der Beichte zur Vollendung. Der apriorischen Argumentation stimmt Baur zu, meint aber, daß die Beichte vor dem Priester nur zufällig und nicht notwendig sei. Im übrigen führt Möhler die Ablehnung der Beichte durch die Protestanten auch hier wieder auf einen angeblich falschen Sündenbegriff zurück, die katholische Auffassung betrachtet die Sünde als *carnificatio conscientiarum*, unverdauliche Speise, die man „mit der Bewegung von Eingeweiden“ herauswerfen müsse. Das aber zeige wiederum, daß der Protestant im Grunde die Sünde gar nicht los werden wolle. Zuletzt noch eine Skizze der Differenzen in bezug auf das Meßopfer. Trotz wesentlicher Unterschiede

zwischen Lutheranern und Reformierten sind beide protestantische Kirchen sich doch einig, daß der katholische Opferbegriff nicht schriftgemäß sei. Die Präsenz Christi in der Eucharistie, die Luther lehrt, ist nicht identisch mit dem Opfer, das Möhler meint, ist auch kein bloßes Zeichen für ein Erinnerungsmahl (Calvin, Zwingli). Möhler begründet das Opfer mit der eucharistischen Herabkunft Gottes in forma filii als ein Gesamtverdienst, das uns Menschen angerechnet wird. Es ist nur ein Teil des ganzen Verdienstes Christi, also seines irdischen Wandels, seines Leidens und Sterbens in forma servi. Das Gesamtverdienst ist ein einziger Aktus des Opfers. Soweit deckt sich der Gedankengang mit dem lutherischen Sakramentsbegriff. Bedenklich für Baur wird erst Möhlers Unterscheidung, daß der Kreuzestod das objektive, die Eucharistie das subjektive Opfer für uns sei. Damit wird die Identität von Kreuzesopfer und Meßopfer in Frage gestellt, das blutige Opfer vom unblutigen, das unendliche vom endlichen getrennt, wengleich wiederum entschieden die Identität beider Opfer behauptet wird. Bedenklich darum, weil die von Möhler beschriebenen Gefühle des Dankes, der Lobpreisung, der Anbetung, der Bitte um Förderung des Gehorsams und so weiter, die im Menschen bei der Entgegennahme der Eucharistie entstehen, das subjektive Element sind, das auch im protestantischen Sakramentsbegriff vollkommen enthalten ist. Genau so reiße Möhler die Kommunion der Gemeinde vom Opferakt des Priesters los und mache aus einer Handlung zwei Handlungen. Wert habe dann allein der sakramentale Akt, die Kommunion der Gemeinde selbst sei aber vom eigentlichen Opferakt ausgeschlossen. Der Akt des Priesters kann erfolgen und wirken auch ohne Anwesenheit der Gemeinde oder insofern dann ihre Anwesenheit geistig und mystisch zu verstehen ist. Das aber heißt: die katholische Lehre drängt das subjektive Element beim Sakrament zurück und verwandelt es in ein objektives, gesteht der subjektiven Aneignung nur ein Minimum zu und schaltet die selbsttätige Mitwirkung des Menschen aus. Möhlers subjektives Opfer ist also, von der Lehre her gesehen, ein Schein und ein Widerspruch. Dies der tiefere Grund, warum die Reformatoren das Meßopfer verworfen haben. Sic in aeternum disjungimur (Luther)!

Meine Darstellung bezweckte die Herausstellung des dogmatischen Hauptbestandes der beiden Konfessionen im Zeitalter der spekulativen Geist-Theologie. Daß Baur eine philosophisch stark determinierte Methode dabei anwandte und Möhler mehr die altchristlichen und unscharfen – mindestens nicht die

neuscholastischen – Begriffe für die Darlegung seiner Sache vortrug, ergibt eine gewisse Diskrepanz, auf die der philosophisch geschultere Baur dann auch bei Gelegenheit hinwies und seinen Kontrahenten oft mit einer eigenen Darlegung der Tridentinischen Erklärungen oder mit Bellarmin, der damals den Protestanten als der stärkste und klarste Systemdogmatiker galt, in Not brachte. J. B. Kuhn hat dann für den Ausbau der Tübinger dogmatischen Schule, ungleich schärfer mit dem Begriffsdenken des deutschen Idealismus bekannt als Möhler, der mehr Historiker war, die Lücken ausgefüllt, die Möhler hinterlassen hatte. Nach Baur's Systemleistung sank die tübingsche Schule rasch wieder in eine pietistisch gefärbte Rechtgläubigkeit oder in einen kritischen Liberalismus ab, gegen den Kuhn leicht zu operieren hatte, da die Richtung von D. F. Strauß die völlige Auflösung der Theologie in kritische Philosophie, der Lehrsätze in weltanschaulichen Monismus oder Pantheismus und der Kirche in eine überwundene Größe zur Folge hatte. Die evangelischen Vermittlungstheologen Tübingens haben sich rat- und hilflos mit der Bibelkritik herumgeschlagen, sind in den Historismus abgeglitten, auf dessen Feld freilich keine dogmatischen Entscheidungen mehr möglich waren.

In seiner Gegenschrift zu Möhler skizziert am Ende Baur den Gegensatz Protestantismus-Katholizismus ins geistesgeschichtlich Große und erfüllt damit Hegels und Schleiermachers Forderungen eines philosophisch-christlichen Bewußtseins auf der Höhe eines alle Entwicklungsstufen als notwendig und substantiell einbegreifenden dialektischen christlichen Universalismus. Dabei diente ihm Möhlers geistreicher Einfall, die Reformation sei wiedererstandener Gnostizismus, eine Art ketzerisches Hyperchristentum, zum Ausgang seiner Konstruktion einer religionsgeschichtlichen Deutung beider Konfessionen und ihrer Lehren.

Was richtig an Möhlers These ist, die Reformation habe die Dialektik zwischen dem absolut Bösen, Nichtigen, der vollkommenen Sündhaftigkeit und dem Erlösungsverlangen, dem Heil, dem ewigen Leben, der Gnade extrem gespannt (Lehre von der Erbsünde und der doppelten Prädestination), ist in der Tat eine erste Entwicklungsstufe im werdenden Katholizismus. Den Begnadeten, Erlösten, Verworfenen entsprechen die Pneumatiker, Psychiker und Hyliker der Gnosis, dem dualistischen Auseinanderreißen von Stoff und Geist, von Gott und Mensch, von Christus und gefallener Schöpfung entsprechen die Kämpfe der Reformatoren gegen die schola-

stischen Klammern des spätmittelalterlichen Christentums, die Abweisung des Pelagianismus und der Lehren von der Verdienstlichkeit der Werke, die Erhebung Gottes und seines Sohnes in die Glorien der richtenden und barmherzigen Majestät. Alle menschlichen, virtuellen Anstrengungen werden in die terrores des verzweifelten Gewissens hinabgestoßen, das sich ganz der Verworfenheit des Kreatürlichen aussetzt und sich ebenso ganz auf den rettenden Trost des *verbum divinum* wirft. Aber das Christentum greift in der Frühzeit über die Gnosis hinaus, indem es sich selbst begreift als die große Vermittlung von Heidentum und Judentum. Die einmalige Erlösungstat des Christus wird vom werdenden Katholizismus vermittelt durch die Übernahme des sakral-autoritären Charakters des antiken Priestertums, die katholische Trinitätslehre gewinnt Gestalt durch die Vermittlung der neuplatonischen Logoslehren und die Einzigkeit des Aon Christus, seine Historizität und Faktizität ist nichts als die Erfüllung des vom Alten Bund geweissagten Messias. In der Scholastik erfolgt dann endgültig die Festigung der alleinigen Autorität der Kirche, der Sakramente, des Priester- und des Laienstandes, wobei wiederum die antike Philosophie das Denkschema für das Lehrsystem liefert. In der Reformation geschieht dann die Lostrennung des Protestantismus aus dem System der Vermittlungen der mittelalterlichen Kirche. Sie geschah nicht willkürlich, sondern war eine notwendige Folge des auch dem katholischen Christentum zugrunde liegenden und in steter Bewegung begriffenen gemeinsamen christlichen Prinzips. Der Geist des Christentums und nicht die Männer der Reformation ist der Vollstrecker dieser christlichen Revolution. Es handelt sich dabei aber überhaupt nicht um eine Umwälzung im politisch-weltlichen Sinn, noch weniger um einen Abfall und eine Ketzerei. Der Protestant kann die irenäische Formel *ubi ecclesia, ibi et spiritus Dei* mit gleichem Recht zitieren, wenn er ihre Umkehrung mit zitiert: *ubi spiritus Dei, illic ecclesia et omnis gratia*.

Damit stehen wir wieder am Ausgangspunkt. Für den Protestanten ist Hl. Geist das Primäre, aber eingeschränkt auf die Schrift, die ihrerseits identisch sein soll mit dem Wort Gottes. Für den Katholiken – das hat vor allem J. B. Kuhn (*Theologische Quartalschrift* 1858) gezeigt – ist Kirche das Primäre, aber ausgeweitet auf Schrift und Tradition, wobei beide als die Wirkung des Hl. Geistes zu verstehen sind. Die Schrift ist für den Katholiken Quelle der Wahrheit, aber nicht Quelle des Glaubens. Glauben entsteht erst durch die Objektivierung der Wahrheit in der

Erkenntnis. Sie aber ist enthalten im Begriff der Tradition. Der Protestantismus übersieht diesen Wesensunterschied. Die Folge davon ist: es gibt für ihn keine Lehrautorität und damit keine Kirche. Anders steht das aus der Schrift herausgelesene Wort Gottes willkürlicher Auslegung offen. Kuhn macht gegenüber Baur dem Protestantismus deswegen den stärksten Vorwurf: die Beschränkung des Geistes auf das Schriftwort sei gleichbedeutend mit einem rein formalen, geisttötenden Buchstabenprinzip. Das Wort Gottes verwandle sich in einen götzenhaften Buchstaben. Was dann noch als Geist übrig bleibe, sei der menschliche, nicht der göttliche Geist. Der menschliche, der jeden Irrtum (von der Mystik über den Rationalismus bis zu Hegel) als Wahrheit anbieten könne. Das Materialprinzip der Reformation, Luthers Rechtfertigung allein durch den Glauben, sei etwa der deutliche Versuch, das lebendige Wort Gottes unter eine einseitige dogmatische Grundvoraussetzung zu zwingen, der deutliche Versuch, die Wahrheit zu versubjektivieren und den Glauben auszumerzen, der objektiviert die lückenlose Sukzession der Glaubenden ist. Die Apostel stehen auf den Schultern der Propheten und diese geben weiter an die Bischöfe und Konzilien. Die Einwände Kuhns treffen in der Tat das, was Baur unter Geist versteht. Es dürfte Baur schwer fallen, sein hegelsches Geispathos, seine Stufenlehre vom Hl. Geist der durch die Kirche bewirkten Glaubenstradition abzugrenzen oder gar dessen Identität mit der Lehrüberlieferung des Katholizismus zu beweisen. Er müßte seine spekulative, seine dynamische Geistvorstellung selbst aufgeben, bei der Kirche allenfalls am Schluß erscheint.

Für Baur gehört zum Wesen der Kirche, daß sie in keinem Stadium ihrer Offenbarung in das Sichtbare vollendet und am Ende ist. Der katholische Standort ist darum auf Kirche bezogen genau so einseitig wie der protestantische. Beide Prinzipien können sich aber in einem Dritten aussöhnen. Voraussetzung für eine künftige Aussöhnung beider Systeme ist, daß beider Tradition verlebendigt wird, der Verweltlichung und Aushöhlung entzogen und von jeder historisch bedingten Einseitigkeit befreit wird. Wenn Baur hier mehr von einem Glauben an die siegreiche Versöhnungskraft des christlichen Geistes getrieben wird, dann hat er diesen Glauben von der Philosophie Hegels geschöpft. Die Grenze ist erreicht, denn für den Christen beider Konfessionen wird christliche Geschichte nicht vom Geist der Philosophie, sondern vom lebendigen Gott der Schrift gemacht.

Karl von Schiller

Zum 100. Todestag des vergessenen Sohnes unseres großen Dichters

Von Walter Weber

Der Drang nach der Heimat führte den Dichter Friedrich von Schiller im Spätjahr 1793 nach elfjähriger Trennung in sein Schwabenland zurück. Noch mehr erhoffte der Dichter von dem heimischen Klima günstigen Einfluß auf sein hartnäckiges Brustleiden, das ihn schon seit über zwei Jahren quälte. Des Dichters Reise führte zunächst in die freie Reichsstadt Heilbronn, bis er Gewähr hatte, daß Herzog Karl ihm als seinem einstigen Regimentsmedikus keine Ungelegenheiten mehr bereiten würde. Erst als der schwerranke Herzog, dessen letzte Lebens-tage gezählt waren, sich öffentlich dahin äußerte, daß er von Schillers Aufenthalt nicht im geringsten Notiz nehmen werde, konnte es der Dichter wagen, württembergisches Gebiet zu betreten und zunächst in Ludwigsburg bei seinem Jugendfreund v. Hoven Aufenthalt zu nehmen.

Am 8. September 1793 betrat Schiller erstmals wieder die alte Residenzstadt Ludwigsburg, den Schauplatz seiner Schuljahre, wo ihm am 14. September das erste Kind, ein gesunder Stammhalter geschenkt wurde.

„Ich bin seit 5 Tagen Vater zu einem gesunden und munteren Sohn, der mir als der Erstling meiner Autoren-schaft in diesem Fache unendlich willkommen ist. So viel an mir liegt, soll er ein Federheld werden, damit er den zweiten Teil zu den Werken schreiben kann, die sein Vater anfang und, so Gott will, noch anfangen wird“.

So zeigte Schiller seinen Freunden und Bekannten die in Ludwigsburg erfolgte Geburt seines ersten Kindes an. Dem Freunde Körner schrieb er:

„Wünsche mir Glück, lieber Körner. Ein kleiner Sohn ist da, die Mutter ist wohllauf, der Junge groß und stark, und alles ist glücklich abgelaufen. Nicht 6 Tage waren wir hier angelangt, so ging es los“.

Bei der Taufe, die am 23. September „in aedibus privatis“ vor sich ging, erhielt der Knabe die Namen Karl Friedrich Ludwig. Unter den Taufpaten waren u. a. die regierende Herzogin von Weimar, der Bischof von Mainz, Freiherr von Dalberg, Frau Hofmeisterin v. Lengenfeld aus Rudolstadt und Hofmedikus von Hoven.

Auch nach der Geburt des zweiten Sohnes Ernst im Jahre 1797 und selbst der beiden Töchter Karoline und Emilie 1799 und 1804 blieb der kleine „Kaka“, wie er mit dem Kosenamen hieß, die Freude und der Liebling der Eltern.

Der bei Karls Geburt vom Vater im Scherze geäußerte Wunsch, der Sohn möge ein Federheld werden und den zweiten Teil zu den Werken seines Vaters schreiben,

erfüllte sich nicht. Denn nicht der Dichtkunst, sondern der Forstwissenschaft widmete er sein Leben. Mit Unterstützung Cottas studierte er nach des Vaters Tode auf den Hochschulen in Heidelberg und Jena und bildete sich dann im herrlichen Thüringer Walde zum praktischen Forstmann aus. Nach kurzer Soldatenzeit – er kämpfte zum Stolz und zur Sorge der Mutter 1814 gegen die Franzosen – nahm er wieder die Studien auf. Da sich zum großen Leidwesen der Mutter eine Lebensstellung im Weimarischen Lande nicht finden ließ, mußte Karl in der Heimat seines Vaters mit der Berufstätigkeit be-ginnen. So ist er zeitlebens ein echter Schwabe geblieben. Schon im April 1817 ließ ihn König Wilhelm I. von Württemberg wissen, daß er gerne bereit sei, „die Verdienste eines Mannes, auf den sein Land stolz sein dürfe, in dem Sohne zu ehren“. Mit solchem Entgegen-kommen entsprach der Landesherr noch mehr der Ge-sinnung seiner Gemahlin Katharina, der russischen Zarentochter, nach dem Urteil der Karoline von Wol-zogen „an Geist und Herz eine der vorzüglichsten Frauen aller Zeiten, die Schillers Schriften besonders liebte“. Reichenberg bei Backnang, Altshausen, Rottweil, Lorch und Neuenstadt wurden dann die Wirkungsstätten, in denen Karl Schiller als Forstmann in württembergischen Diensten während 35 Jahren waltete.

1825 vermählte er sich in Gaildorf mit der 21jährigen Tochter des dortigen Oberamtsarztes: Luise Locher aus Freudenstadt. Seine Mutter, die Witwe Charlotte von Schiller, war bei der Hochzeit zugegen und verbrachte dann einige Zeit bei dem jungen Paar in dem Reichen-berger Forsthause. Im Dezember 1826 schenkte Luise dort ihrem Manne einen Sohn, der nach dem Großvater getauft wurde. Der unvergeßlichste Tag im Leben Karl Schillers war die Enthüllung des Thorwaldschen Denk-mals seines Vaters in Stuttgart am 8. Mai 1839, wo Karl mit dem Sohne die Schillersche Familie vertrat. Es war ein denkwürdiger Augenblick, als der damals 12 Jahre alte Enkel des Dichters nach dem Verklängen der Mörike-Lindpaintnerschen Festkantate unter dem Geläute aller Kirchenglocken die rosafarbene Hülle vom erzenen Standbild wegzog.

Die Jahre von 1841 bis 1850 verbrachte Karl Schiller als königlicher Forstmeister (Oberförster) in Lorch, dem-selben Remstalstädtchen, in dem sein Vater einige seiner glücklichsten Jugendjahre verlebt hatte. Noch lange war die Erinnerung an den gediegenen, einst so gemütlichen Oberförster Schiller in Lorch lebendig und in vielen überlieferten Anekdoten spiegeln sich die Herzensgüte und menschliche Seite dieses trefflichen Menschen.

In ihren Schilderungen waren die Zeitgenossen alle dahin



Karl von Schiller. Gemälde von C. Brand im Schiller-Nationalmuseum Marbach

übereinstimmend, daß Karl von Schiller ein echter und rechter Forstmann gewesen war. Ein fröhlicher Sinn und tiefes Gemüt bestimmten sein Wesen, dabei war er stattlich an Erscheinung, schlicht, bieder und jovial in Rede und Art. In Anerkennung seiner vortrefflichen Verdienste, nicht bloß des Namens wegen, erhob ihn König Wilhelm I. im Jahr 1845 in den Freiherrnstand und im selben Jahr der Kaiser zum Reichsfreiherrn. Neuenstadt war die letzte Station seines forstmännischen Wirkens, das er 1852 abschloß. Von dort übersiedelte Freiherr Karl von Schiller im gleichen Jahr nach Stuttgart, wo er

seine letzten fünf Lebensjahre im Ruhestand verbrachte. Er starb dort vor 100 Jahren, am 21. Juni 1857, und wurde auf dem Fangelsbachfriedhof beerdigt.

Sein Sohn Friedrich, der mit Ehren als Major bei den österreichischen Kürassieren gedient hatte, folgte ihm 20 Jahre später im Tode nach und wurde in Vaters Grab zur letzten Ruhe gebettet. Dessen Gattin, Freifrau Mathilde von Schiller, geborene von Alberti, überlebte ihren Gatten um 54 Jahre. Sie war die letzte Trägerin des Namens Schiller, da ihr einziger Sohn, des Dichters Ur-enkel, bald nach der Geburt 1857 starb.



1. Auf den Grinden beim Zollstock: Moorbirken und Wollgras

Von den Bocksern auf den Grinden

Von Otto Feucht

Mit Aufnahmen des Verfassers

Bockser und Grinde? Wer hat schon von ihnen gehört? Zwar die Hornisgrinde ist den Älteren als der höchste Berg des alten Württemberg in Erinnerung, die Jüngeren wissen vielleicht, daß der Berg unzugänglich ist und allerlei Sendetürme trägt. Hie und da kennt ein Schwarzwaldwanderer dazu noch die gegen Osten sich hinziehende „Langegrinde“ oder „die langen Grinde?“ Mit anderem Wort: ist Hornisgrinde Einzahl oder Mehrzahl? Darüber hat man schon manchmal herumgerätselt. Doch die Frage klärt sich, wenn man in einer forstlichen Reisebeschreibung von 1832 liest, daß der Berg damals „Der Katzenkopf oder Hornisgrind“ genannt wurde. Hört man aber etwa als Urlaubsgast irgendwo in Baiersbronn oder einem anderen Orte des obersten Murgtales, daß jemand „auf die Grinde gehen“ wolle, so weiß man zunächst nicht, was gemeint ist. Denn der dort ganz allgemein für den Höhenzug Kniebis-Ruhstein übliche Name findet sich auf keiner Karte, dafür reiht sich aber dort Kopf an

Kopf: Sandkopf, Plonkopf, Schurkopf, Schliffkopf, Gaiskopf (großer und kleiner), Langhardtkopf, Schweinkopf, Vogelkopf, Melkereikopf, um nur die größeren zu nennen, und jenseits vom Ruhstein setzt sich die Reihe fort, vom Seekopf bis zum Riesenköpfele auf der einen, und über den Altsteigerskopf bis zum Leinkopf auf der anderen Seite des Schönmünztales, und noch weiter. Wenn der Talbewohner von den Grinden spricht, so meint er diesen Höhenzug. Nun, der Schwabe weiß, daß zwischen Kopf und Grind kein Unterschied besteht, oder vielleicht doch? Denn das Wort hat noch eine zweite Bedeutung, Grind kann auch „Schorf“ besagen. Es kann also auch einen grindigen Kopf geben, d. h. einen Kopf, der nicht voll behaart ist, sondern mehr oder weniger rüdig, also einen Waldkopf, der keinen dicht geschlossenen Wald trägt, sondern einen lückigen, schütterten Wald, wie er durch Wind und Wetter, oder auch durch den Untergrund hier oben bei rund tausend Meter Meereshöhe naturbedingt ist.

Solche Deutung würde vollkommen übereinstimmen mit den Ergebnissen der Vegetations- und forstgeschichtlichen Forschung. Wir wissen heute, daß die natürliche Baumgrenze hier nirgends erreicht ist, daß also der ganze Höhenzug einen aufgelockerten, mit dem Wind im Kampf liegenden Wald getragen hat – noch 1617 war sogar von Harznutzung auf den Grinden die Rede –, ehe dieser im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr aufgelockert und abgeholzt wurde zugunsten der Weidewirtschaft, die von Baiersbronn aus betrieben wurde. Denn diese größte Gemeindegemarkung des Landes reicht bis zum Kniebis und zur Hornisgrinde und umfaßt ebenso Mitteltal, Obertal und Buhlbach, wie Tonbach, Zwickgabel und Hinterlangenbach. Das gesamte Wirtschaftsleben war an den herrschaftlichen Wald gebunden, in dem auch das Vieh seine Nahrung fand. Wie anderswo, so lockten auch hier vor allem die höhergelegenen, schlechter bestockten Waldteile, und so ergab sich auf den Grinden mit der Zeit eine vollkommene Almwirtschaft, wie sie heute noch in den Alpen und zum Teil auch im Südschwarzwald ausgeübt wird. Zahlreiche Waldnamen halten die Erinnerung daran noch fest, doch ist nirgends von „Alm“ oder „Alp“ die Rede, sondern nur von „Melkerei“, genau wie in den Vogesen.

Urkundliche Nachricht darüber findet sich schon 1140, im Jahr 1624 hören wir von einer Kapelle, die „vor alters“ beim Wildsee gestanden sei, von einem Einsiedler betreut (die Reste sind heute noch auf dem Kapellenbuckel zu sehen), zu der „eine strenge Wallfahrt gingen, wie solches ein alter Fahrweg, der vom Berg an der Wand herab darzu gehet, scheinlich zu erkennen gibt“. Die Höhen müssen also, auch auf der badischen Seite, den Sommer über recht belebt gewesen sein. Es ließ sich nicht vermeiden, daß der wachsende Viehstand weitere Flächen erforderte, und dies war nur möglich auf Kosten des Waldes. Das „Weidbrennen“ begünstigte den Graswuchs, vernichtete aber den Holzwuchs. An manchen Stellen drangen die kahlgelegten Flächen tief gegen das Tal vor. Das zeigt sehr gut eine Karte, die 1754 (von Stahl) eigens angefertigt wurde, um den Zustand genau festzulegen. Einen Ausschnitt von ihr gibt die Abbildung S. 105. Scharfe, immer schärfere „Reskripte“ suchten Abhilfe zu schaffen, so 1536, 1614, 1748; sie hatten alle keinen Erfolg, vor allem aus Mangel irgendwelcher fester Grenzen. Erst 1832 gelang es, die Weide auf die Höhen selbst zu beschränken und sie durch einen fortlaufenden Weidgraben gegen den Hang, den Wald abzugrenzen. Im Jahr 1864 erfolgte der nächste Schritt: das Weiderecht im Walde



2. Auf dem Allerheiligenruck, Blick zur Hornisgrinde: trockenes Heidemoor mit Legforche, Heidekraut, Missenbürste u. a.

wurde ganz abgelöst, und dafür wurden bestimmte Flächenteile auf den Grinden an die Gemeinde abgetreten, so zwischen Alexanderschanze und Zuflucht, auf dem Schliffkopf und Gaiskopf, weiter auf dem Ruhsteinberg (Gressenhardt), auf dem Wiesberg und großen Leinkopf. Gleichzeitig wurde der Wald auch von allen sonstigen Lasten befreit und an die Gemeinde gegen 3000 Hektar ortsnahen Waldes übergeben.

Diese 1864 abgetretenen Weideflächen tragen nun den Namen „Bockser“, über dessen Ursprung nichts ermittelt werden konnte. Ist er althergebracht oder erst nach 1864 entstanden? Als ich 1906 in Obertal zum ersten Male auf den allgemein üblichen Ausdruck stieß, konnte mir niemand von den „ältesten Leuten“ eine Erklärung geben, nirgends fand ich ihn gedruckt oder geschrieben, Schullehrer Gaiser, der 1851 den jährlichen Auftrieb der Herden im Mai schilderte, benützt ihn nicht. Lediglich Vermutungen tauchten auf, so sprach man von dem Boxen der Stiere und Ochsen im Kampf um die jährliche Vorherrschaft in der Herde, aber Gaiser gebraucht auch diesen Ausdruck nicht, wenn er die Ausscheidungskämpfe beschreibt, auf deren Grund der „Weidvogt“ oder „Waldvogt“ sich durchsetzt, dem alles sich unterordnet. Auch ein Zusammenhang mit Bux wurde überlegt, denn als „Bergbux“ oder „wilder Bux“ wird

in Gegenden der Schweiz die Preiselbeere bezeichnet wegen der Ähnlichkeit des Laubes. Daß dieser Name früher auch bei uns üblich war, ehe er von der slawischen Preiselbeere verdrängt wurde, ist nicht ausgeschlossen. Andererseits vermutete man eine Ableitung aus dem althochdeutschen „bar“, also entblößt, kahl. Für einen Zusammenhang mit der Ziegenhaltung, an die ja viele Namen mit „Geiß“, „Geißer“ (Gaiser) erinnern, liegt kein Anhaltspunkt vor.

Aber kann nicht der Name auf eine bestimmte *Grasart* zurückgehen? Wer im Herbst im Hochschwarzwald über eine beweidete Fläche geht, dem fallen die von der Sonne gebleichten Grasbüschel auf, die überall herumliegen. Das ist das Borstengras, der Bürstling (*Nardus stricta*), das im Herbst so hart und zäh wird, daß es nicht mehr gekaut, sondern nur ausgerissen werden kann, und dies nur mit großer Gewalt. Diese Büschel sehen aus wie Bocksbärte, und tatsächlich wird die Art in manchen Gegenden Mitteldeutschlands und darüber hinaus Bocksgras oder Bocksbart genannt, freilich nirgends im Schwarzwald. Trotzdem erscheint es wahrscheinlich, daß unsere örtliche Bezeichnung auf diese Art zurückgeht, die im Frühsommer als Futter für die Aufzucht von Kalbeln bis in die jüngste Zeit besonders geschätzt wird, und die heute noch die Hauptart der Bockser ist. Eine neue Untersuchung eingesandter Rasenproben ergab in



3. Über dem Wildsee: Die Legforchen sind einem Bodenfeuer erlegen, das Pfeifengras beherrscht den Boden dank der Aschedüngung

einem normalen Rasen 90% *Nardus*, und nur 10% andere Arten (*Molinia*, *Tormentilla*, *Galium saxatile* u. a.). Und ein Rasenstück aus einem schon älteren Düngungsversuch ergab oberflächlich immer noch 50% *Nardus*, im Untergrund aber waren überall noch die unverkennbaren alten *Nardus*wurzeln deutlich zu erkennen; die Düngung hatte die Rasendecke mit 30% *Molinia* („Heidegras“) und *Agrostis* bereichert, dazu mit 20% Kräutern (wie oben, ferner *Hieracium pilosella*). Wie sehr die Zusammensetzung des Rasens durch das geschilderte Weidbrennen beeinflusst wurde, das zeigt sich bei jedem Grindebrand, wie sie immer wieder, meist durch Leichtsinn, entfacht werden. In dem abgebildeten Beispiel hat das Feuer alle Holzgewächse zum Absterben gebracht und das Heidekraut, wie die Beersträucher verzehrt, aber dem „Heidegras“, das anderswo Pfeifengras heißt (*Molinia*) zur Herrschaft verholfen, dank der Aschedüngung.

Je nach dem Standort wird die Grasnarbe untermischt oder gar ganz verdrängt durch das Scheidenwollgras (*Eriophorum vaginatum*), die Rasensimse (*Trichophorum caespitosum*), die hier überaus bezeichnend „Missenbürste“ heißt, und andere Arten moorigen Bodens. Wo die Nässe sich ansammeln kann, treten Torfmoose auf, ja manche Strecken sind zum richtigen kleinen Hochmoor geworden mit Rosmarinheide (*Andromeda*), Krähenbeere (*Empetrum*), da und dort mit Moosbeere (*Oxycoccus*) und Sonnientau (*Drosera*). An einer Stelle, auf badischem Gebiet nahe der Wildseehöhe, war sogar ein Abbau des Torfes möglich gewesen. Es darf nicht vergessen werden, daß die Niederschläge hier oben rund 2000 mm erreichen, das ist nahezu doppelt so viel wie im nahen Freudenstadt. Aber im ganzen ist die Vermoorung offenbar infolge der zunehmenden Freilegung im Laufe der letzten Jahrhunderte zurückgegangen, wobei vermutlich beabsichtigte Trockenlegung durch Gräben eine wesentliche Rolle gespielt hat.

Neben dem Heidekraut waren auf den trockeneren Teilen vor allem Bärwurz und der alpine Pyrenäenlöwenzahn noch vor 50 Jahren bezeichnend (*Meum athamanticum*, *Leontodon pyrenaicus*), sie sind heute selten geworden, ebenso die blaue Jasonsblume (*Jasione perennis*) und die Arnica. Am stärksten ist der gelbe Enzian (*Gentiana lutea*) betroffen worden: 1722 wuchs er noch in ungeheurer Menge („ingens proventus“) auf dem Kniebis, noch 1823 wurde er „in Mengen an den Hängen des Katzenkopfes“ festgestellt. In den Jahren 1906/07 gelang es mir, noch je eine Pflanze auf dem Schliffkopf und dem großen Leinkopf zu finden, es könnten wohl die letzten ge-



4. Auf dem Großen Leinkopf: Die Fichten können sich nur notdürftig halten, aber nicht entwickeln

wesen sein. Zweifellos hat zur Ausrottung die Verwendung der Wurzel zur Schnapsbereitung beigetragen und es ist zu vermuten, daß daran die Tiroler Holzhauer beteiligt waren, die ausgangs des 18. Jahrhunderts in der oberen Schönmünz angesiedelt worden sind.

Was geschah nun, als die Grinde nicht mehr beweidet wurden? Die Gewinnung von Futtergras oder auch Stallstreu blieb auf den Bocksern zunächst bestehen, die einzelnen „Lose“ wurden teils Jahr für Jahr, teils nur in größeren Abständen, vom Tal aus genutzt, gemäht. Bäume und Sträucher konnten sich also nicht festsetzen. Aber heute hat die Nutzung so gut wie ganz aufgehört, der Viehbestand wurde immer mehr verringert zugunsten der Maschine, kaum die Talwiesen werden heute noch richtig gepflegt. So ist jetzt freie Bahn geschaffen für die Entwicklung der Pflanzenwelt auf den Höhen. Der naturbedingte Wald beginnt, sich mehr und mehr auszubreiten, genau ebenso wie er nach 1832 die damals dem Weidgang entzogenen Flächen in Besitz genommen hat. Die Beersträucher, das Heidekraut wachsen in die Höhe, Vogelbeere und Mehlbeere, Birke und Ohrweide stellen sich ein als Pioniere des Waldes, und vor allem die Legforche sämt sich an, zum Teil auch vom Förster angesät, legt sich mehr und mehr in die Breite und ermöglicht es der Fichte, in ihrem Schutz heraufzuwachsen, die nun – aber das braucht viele Jahre – die Legforche unter sich erstickt. Allzu übermütig kann freilich sich die Fichte nicht entfalten, der ste-



5. Auf dem
Großen
Leinkopf:
Mehlbeere,
Vogelbeere und
Legforchen

tige Westwind sorgt schon dafür, daß sie bescheiden bleibt und kümmerlich, vielfach ihre Zweige nur gegen Osten entwickeln kann und „fahnenwüchsig“ wird. Wenn dies auch nicht überall und in gleichem Zeitmaß vor sich gehen wird, so wird doch für weite Teile der freie Ausblick in die Ferne bedroht werden, der die Gründe so reizvoll macht, auch der Skifahrer wird keine Freude daran haben. Da und dort wird wohl ein Aushieb Abhilfe schaffen müssen.

Die *Legforche*, die wir anderwärts unter dem Namen Latsche, Krummholz, Bergkiefer treffen, ist eine in mancherlei Formen und Unterarten weit verbreitete subalpine Art (*Pinus mugo*, *P. montana*) und im Gebiet seit der Eiszeit heimisch, keineswegs also, wie schon vermutet worden ist, erst im letzten Jahrhundert eingeführt worden. Das wird schon durch ihre ausgedehnte Verbreitung bezeugt. Als eigene Art, als „Lehn- oder Löwenforche“ ist sie schon 1767 vom Kniebis beschrieben worden. Fast durchweg verkörpert sie hier die Zapfenform der „Hackenkiefer“, nicht selten auch in der aufrechten Wuchsform, die im Alpengebiet „Spirke“ genannt wird. An Nadeln und Zapfen kann sie jederzeit sicher von unserer Waldkiefer (Forche) unterschieden werden.

Zum geschlossenen Walde werden aber die neu bestockten Flächen schon deshalb nicht so rasch werden, weil sich im Windschutz der Bäume die Torfmoose erneut auszubreiten vermögen und den Wald bedrängen können, so daß dieser den Grindencharakter nicht so schnell verlieren wird. Ein Vordringen der Vermoorung hangabwärts, etwa in einer Folge nasser

Jahrzehnte, wie es für frühere Zeiten anzunehmen ist, wird aber heute nicht mehr zu befürchten sein, da wir heute solcher Entwicklung entgegentreten können.

Aber von solchen Vermoorungen im Walde müssen wir noch kurz sprechen, weil sie einen besonderen örtlichen Namen tragen und im Schwarzwald allgemein „*Missen*“ genannt werden (Einzahl die Miß oder auch auf der badischen Seite, das Miß). Wie alt das zweifellos mit Moos zusammenhängende Wort in der heutigen Sprechweise ist, das ist noch nicht geklärt. Auf den neu aufgelegten Kartenblättern finden wir es mit „ü“ geschrieben. Das entspricht (nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. H. Dölker) der sprachgeschichtlichen Herkunft vom althochdeutschen „*Mussea*“, steht aber im Widerspruch zur Aussprache, und diese wird wohl am „i“ festhalten. Ungeklärt ist auch das Vorkommen von „*Moos*“ (im Sinne von Moor) und „*Miß*“ im nämlichen Sprachgebiet nebeneinander: bei Wildbad liegt das Wildseemoos östlich von Kaltenbronn, westlich davon das Breitlohmiß, beide sind nach ihrer Zusammensetzung wie ihrer wirtschaftlichen Bedeutung heute völlig gleichwertig. Sollte das früher anders gewesen sein? Der Forstmann macht einen Unterschied zwischen einem moosigen und einem missigen Boden: der erste wird im allgemeinen durch Astmoose, der zweite, wesentlich sauerere, aber durch Torfmoose gekennzeichnet; wollte man von einem müssigen, d. h. un-tätigen Boden sprechen, so wäre das einer mit Weißmoos (*Lencobryum*), Islandmoos und Renntier-

6. Bockser auf dem Seekopf: Legforchen mit Fichten, die Bodendecke ist abgemäht



flechte¹. Daß im Alpenvorland die Moore meist „Moos“ heißen (Mehrzahl die Mööser) und „Miß“ nur selten auftritt, ist bekannt.

Am schönsten ist die Wanderung auf den Grinden wohl im Herbst, wenn zum Gold der Birken und zum dunkeln Grün der Legforchen das fahle Gelb der Gräser und Simsen tritt, in allen Abstufungen bis zum Braun, das dunkle Rot der Heidelbeere und vor allem das Feuer der Rauschbeerbüsche, von leuchtendem Orange bis zu Violett, da und dort noch eine verspätete Heidekrautblüte oder das glänzende Rot reifer Preiselbeeren . . . Und über die Farbenpracht hinweg, die durch die Vogelbeere noch gesteigert wird, der weite Ausblick, bald gegen Süden in der Richtung zum Feldberg, bald nördlich zu Hornisgrinde und Hohloh oder gegen Osten über die Wälder zwischen Murg und Nagold hinweg bis zur Alb oder gar südöstlich bis zu den Alpen, und vor allem hin und wieder nach Westen, zu den Vogesen, zum Rhein und nach Straßburg. Solche Ausblicke an geeigneten Stellen offen zu halten im heraufwachsenden Gehölz, dürfte nicht allzu schwer fallen. So sind die Grinde gewissermaßen von der Natur vorbestimmt zur *Erholungslandschaft*, und dazu sind sie in den letzten Jahrzehnten auch immer mehr geworden. Als

¹ Das von den Gärtnern zu Trauerkränzen viel verarbeitete „Isländische Moos“ ist in Wirklichkeit die Rentierflechte (*Cladonia rangiferina*) das echte Islandmoos (*Cetraria islandica*) ist ein uraltes Hustenmittel, beide Arten sind auf den Heiden im Schwarzwald zu finden, auch auf den Grinden.

„Oasen der Stille“, wie wir sie heute anstreben, kann man sie freilich, seit die Höhenstraße immer stärker in Betrieb geraten ist, heute nur noch begrenzt gelten lassen, vor allem noch nordöstlich des Ruhesteins. Dort ist auch der schönste Punkt der ganzen Strecke, den keiner vergißt, der ihn einmal gesehen hat, der Blick zu dem tief unten inmitten des Waldes völlig einsam liegenden Wildsee. Solche „Wildseen“² in vom Gletscher ausgehobeltem Kargrund gab und gibt es noch andere, allein hier liegt der einzige, zu dem keine Fahrstraße führt, der das Bild der Unberührtheit sich noch bewahren konnte, doppelt wertvoll im Hinblick auf die Zerstörungen, die den nahen Mummelsee zum Zerrbild gemacht und all seiner Reize beraubt haben. Dieses herrliche Landschaftsbild vor solcher Vernichtung oder gar Verrummelung zu bewahren, das war die Absicht, als 1911 die württembergische Forstdirektion auf Anregung des Tübinger Professors der Forstwissenschaft, Dr. Christoph Wagner, das „Banngebiet am wilden See“ schuf, das zunächst 70 Hektar umfaßte und dicht nebeneinander einen Urwald am Steilhang, ein lebendes Hochmoor in der Seemisse, einem Nebenkar, und einen ohne Eingriffe heraufwachsenden Neuwald auf Teilflächen des großen Waldbrands von 1800 aufweisen konnte. Seit 1939 ist das Gebiet zum „Naturschutzgebiet Wilder See–Hornisgrinde“ auf 766 Hektar erweitert worden und umfaßt nunmehr die gesamten Grinde

² Wildsee hieß früher jeder „wilde“, selbstgewachsene See, im Gegensatz zum künstlich gestauten Weiher.

und Bockser zwischen Ruhstein und Hornisgrinde samt den Höhenzügen beiderseits der Schönmünz bis zum Stübleskopf und Leinkopf.

Durch die Bannlegung 1911 war das erste staatliche Naturschutzgebiet in Süddeutschland sichergestellt, ein Gebiet, wie geschaffen zu vegetationskundlichen und forstbotanischen Untersuchungen und Beobachtungen. Möglich, daß kleine Teile mit der Zeit zum Wirtschaftswald werden könnten, wenn die Entwicklung so weitergeht, wie sie oben geschildert ist, aber das hat auf jeden Fall noch Zeit. Die Entwicklung zu unterbrechen oder gar durch künstliche Eingriffe beschleunigen zu wollen, wäre völlig verfehlt, frühere Versuche mit Fichtenanbau auf der Höhe sind restlos gescheitert, ohne jahrzehntelange Vorarbeit der Legforche ist nichts zu erwarten. Für Versuche ist außerhalb des Schutzgebietes Raum genug. Wenn die Forstwirtschaft sich heute zur Erkenntnis durchgerungen hat, daß sie nur Erfolg haben kann, wenn sie sich nach Möglichkeit an das Vorbild der Natur hält, darf sie solche Lehrstätten der Natur, wie sie kaum sonstwo im Lande zur Verfügung stehen, keinesfalls selbst zerstören. Sie muß im Gegenteil alles daran setzen, die ungestörte Wandlung genau zu verfolgen und die längst fälligen, nur durch die Zeitverhältnisse verhinderten, aber schon 1939 umschriebenen Untersuchungen des Gebiets in bodenkundlicher, pflanzensoziologischer und forstgeschichtlicher Richtung nunmehr endlich in Angriff zu nehmen.

Wir sollten uns aber darüber klar sein, daß die Be-

deutung des Waldkleids der Grinde und Hänge für die Zukunft viel weniger in der Rohstoffherzeugung liegen wird, als in der Sicherung des immer bedrohlicher werdenden Wasserhaushalts, und daß schon deshalb jede Einseitigkeit vermieden werden muß. Es wäre unrecht, hier nicht auch den Mann zu nennen, der sich wohl am längsten und eindringlichsten für unser Gebiet eingesetzt und sogar seine letzte Ruhestätte oben über dem Wildsee gefunden hat: *Julius Euting* (1839–1913). Wer war Euting? Zu Lebzeiten in der ganzen Gegend bekannt, scheint er heute schon weithin vergessen. „Er war ein armer Teufel und hauste in einer Waldhütte, die jetzt zerfallen ist. Aber er hatte keine Ruhe, bis er alle Pflanzen und Gesteine der Gegend erkundet hatte. Darüber hat er Bücher geschrieben und von deren Ertrag gelebt(!), sogar den Ehrendoktor hat er dafür erhalten, . . . er war so'n Akademiker . . .“ So hat uns im September 1956 der Reiseleiter einer Nachmittagsfahrt von Freudenstadt her oben beim „Eutinggrab“ belehrt. Er sei schon zehn Jahre hier ansässig und habe alle Bücher gelesen, die es über die Gegend gebe, sagte er, zur Rechtfertigung auf meine Einwendungen; daß Euting kein Naturwissenschaftler war, vielmehr ein durch seine Forschungsreisen sehr verdienter Orientalist, Professor und Geheimrat und auch lange Zeit Direktor der Universitätsbibliothek in Straßburg, davon habe er noch nie etwas gehört! – Es wäre verdienstlich, des schwäbischen Eigenbrödlers in der „Schwäbischen Heimat“ einmal zu gedenken.



7. Der Wildsee, Blick vom Euting-Grab

Rektor Bauer und Hermann Hesse in Göppingen

Aus Schulerinnerungen

Von Otto Mörike †

Der wahre Grund, weshalb ich von der Lateinschule in Calw nach Göppingen versetzt wurde, ist weder übermäßige Intelligenz noch streberhafte Veranlagung gewesen, sondern die einfache Tatsache, daß im Rat der Götter und Familie beschlossen wurde, ich solle das Landexamen machen. Das war durchaus nicht in meinem Sinn. Am liebsten wäre ich bei meinen Kameraden in Calw geblieben, denn ich war ein schüchterner kleiner Bub ohne einen Funken von Ehrgeiz.

An einem schönen Septembermorgen sagte mein Vater: Mach Dich fertig, wir fahren nach Göppingen! In Stuttgart kaufte er mir ein paar Laugenbrezeln, um mir die Reise etwas schmackhafter zu machen. Wie im Traum wandelte ich an der Seite meines Vaters in Göppingen dem Stadtbach entlang in die Stadt hinein. Vor einem großen roten Backsteinbau machten wir halt. Es war die Realschule, in der Rektor Bauer sein Amtszimmer im Erdgeschoß rechts vom Eingang hatte. Den Landexamensdresseur stellte ich mir etwa wie einen Zirkusdirektor mit einer langen Peitsche vor und war schwer enttäuscht, daß sich aus einer Tabakswolke heraus ein untersetzter Mann mit einem bauschigen Hauskappchen auf dem Haupt herauswickelte und uns begrüßte. Über seine altmodische Brille hinweg guckte er mich mit lustig hin und her schießenden Äuglein wohlwollend an und fragte meinen Vater: Was soll aus dem Knäblein werden, vielleicht ein Pfarrer? Danach sieht er nicht gerade aus, versuchen könnte man es trotzdem, wenn er etwas weiß. Und nun fragte er die einfachsten und verdrehtesten Dinge kunterbunt durcheinander. Heute würde man das eine Intelligenzprobe nennen. Nach manchen geglückten und mißglückten Antworten wandte er sich an meinen Vater mit den Worten: Ich glaube, wir können den Versuch machen, schicken sie ihn nach der Vakanz; er kommt dann zu Präzeptor Käller in die vierte Klasse. Mir drückte er den Apfel, der vor ihm auf dem Tisch lag, in die Hand, fuhr mir mit der Hand über meinen Strubelkopf und hauchte: Brauchst keine Angst zu haben, ich meine es gut mit Dir.

Käller nannte man im Schülerjargon mit seinem schönen Vornamen Marcus. Sein Vollmondgesicht und seine dickliche Figur paßten gut zu diesem etwas wunderlichen Scherznamen. Hinter seiner bitterbösen

Maske verbarg sich ein weiches gutes Herz, was oft nicht ganz der Komik entbehrte, wenn beide um die Oberhand rangen.

Nach und nach lebte ich mich in der Schule und in der Pension von Mutter Pfeifle ein, wo wir gut aufgehoben und gepflegt waren. Ich habe nie wieder im Leben so gute Kalbsschnitzel mit Kartoffelsalat gegessen, wie bei Mutter Pfeifle. Wir durchstreiften Feld und Wald, stiegen auf den Hohenstaufen, auf den Rechberg und Stufen und führten ein herrlich-ungebundenes Leben. Im Nu war ein Jahr verflogen, an das ich nur angenehme Erinnerungen habe. Der gefürchtete Übergang in die fünfte Klasse vollzog sich ohne Schwierigkeit.

Mit ein bißchen Furcht und Zittern betrat ich nach der Sommervakanz die heiligen Hallen der Landexamensdressur in den untern Räumen von Bauers Wohnhaus (jetzt Landwirtschaftsschule). Es stellte sich bald heraus, daß hier nicht nur mit Feuer und Schwert, sondern auch mit Humor und Begeisterung gedrillt wurde. Zu meiner Überraschung hatte sich unter anderen Neuen auch mein alter Schulkamerad Hermann Hesse aus Calw eingefunden. Er war bei Mutter Schaible, der Tochter von Mutter Pfeifle, einquartiert, nicht weit entfernt von der Pension Pfeifle, so daß wir uns häufig auf dem Schulweg trafen. Er war immer ein verschlossener Mensch gewesen und nahm die Schule ebenso wie ich als ein notwendiges Übel hin, nur war er viel fleißiger als ich. An Begabung war er uns allen überlegen. Das zeigte sich auch bald in der Schule und kam zum erstenmal zum Vorschein, als wir einen Aufsatz über den Winter machen mußten. Bei der Besprechung der Arbeit sagte Bauer zum Schluß: Bube, was ihr da zusammengeschmiert habt, ist schon recht, aber nix gegen das, was Hesse geliefert hat. Paßt auf, ich will es euch vorlesen. Wir sahen verschneite Wälder, Dörfer, Städte, hörten Schlittengeklingel, hörten Musik aufbrausen in Domen und Kathedralen, Glockensymphonien, rochen Weihrauch, erlebten herzbewegliche Szenen und Straßenbilder, die faszinierende Pracht der katholischen Kirche in Paris, die nüchterne, aber mit lukullischen Genüssen überladene Zeremonie des Weihnachtsfestes unter dem Mispelzweig in London, den ausgelassenen prunkhaften Karneval in Rom und den Bruderkuß und Brudergruß: Der Herr ist

auferstanden, er ist wirklich auferstanden, am Osterfest in Sankt Petersburg. – Als Bauer aufgehört hatte vorzulesen, sagte er mit bewegter Stimme: Bube, so was könnte ich nicht machen. Bringt ihm eine Ovation! Das Heft schwirrte durch die Luft. Hesse fing es auf wie einen Ball und verneigte sich nach allen Seiten, während wir trampelten und trommelten.

Von Tag zu Tag stiegen die Forderungen, die an uns gestellt wurden. Außer den üblichen Schulstunden von 7 bis 12, im Winter von 8 bis 12 und nachmittags von 2 bis 4 kamen nun noch die Arbeitsstunden von 5 bis 7 hinzu, die in erster Linie für die Vorbereitung auf das Examen für die sechste Klasse bestimmt waren und an denen wir mehr als Zuhörer teilnehmen mußten. Erschöpfungserscheinungen blieben nicht aus, aber Bauer fand immer Mittel und Wege, uns neuen Schwung einzublasen. Er stieg dann von seinem Thron herunter und kommandierte Zapfenstreich! Ehrfurchtsvoll überreichte er seinem Hofkapellmeister (magister ludi) Hesse das Szepter. Kunstgerecht wirbelte der den Stab ein paar mal durch die Luft und stellte sich breitbeinig auf den Gipfel des Olymp. Mit einem Schlag ging der Krach los. Hundert Bubenfäuste trommelten und fünfzig Bubenkehlen schmetterten: Du fangst mi net, du fangst mi net / und wenn d'mi fangst, no kriegst mi net, krrriegst mi net. Bauer aber brüllte dazwischen: Lauter, noch lauter, schneller, noch schneller, langsam, noch langsamer, trampeln – haaalt! Nach dieser Erfrischung ging es lustig weiter im Text.

Im Winter standen wir einmal auf einem Haufen vor der Haustür. Bauer guckte zum Fenster heraus und fragte: Warum geht ihr denn nicht in die warme Schulstube? – Weil die Haustür verschlossen ist. – So, so, das tut mir aber arg leid, ich komme gleich hinunter und schließe auf. – Wartet noch ein Weilchen. – Wieder öffnete sich über der Haustür ein Fenster und aus einer Gießkanne rieselten Tropfen auf uns herunter. Wir fuhren auseinander und Bauer sagte verdächtig freundlich: So ist's recht, macht daß ihr fortkommt, heute nachmittag ist schneefrei. Ich habe es leider vergessen heute morgen zu sagen. Ich bin morgen erst um acht Uhr wieder zu sprechen. Wer balders kommt, wird eingesperrt bei Wasser und Brot.

Vor der Sommervakanz wurde ausgemistet. In einer Bühnenkammer wurden alle vollgeschriebenen Hefte gesammelt, säuberlich nach den Namen sortiert und aufeinandergestapelt. Ein Teil der Schüler wurde abkommandiert und mußte die Päckchen auf die oberste

Bühne schleppen, die andere Hälfte stellte sich auf der Straße auf. Dann ging der oberste Bühnenladen auf, aus dem ein Päckchen nach dem andern heruntergeflogen kam. Die Eigentümer mußten rasch ihre Hefte auf der Straße aufsammeln und aufpassen, daß sie von der nächsten Ladung nicht erschlagen wurden. Nach dieser Aktion wurde uns ans Herz gelegt, den wertvollen Mist mit in die Vakanz zu nehmen und unsern Acker damit zu düngen.

Es war Bauer ein Anliegen des Herzens, uns in die Geheimnisse des Reiches Gottes einzuweihen und uns das Wort Gottes teuer und wert zu machen. Er las mit uns Stücke aus dem Alten und Neuen Testament, die er in schlichter oder feurig-hinreißender Rede auslegte. Mit Auswendiglernen von Sprüchen und Liedern quälte er uns nicht, verlangte aber höchste Aufmerksamkeit. Bisweilen ließ er zu Anfang der Religionsstunde ein Stück aus der biblischen Geschichte wiederholen und suchte dafür die „Schwachen“ aus. „Wer will mir die Geschichte von Ananias und Saphira erzählen?“, fragte er eines Abends. Alle Hände flogen hoch. Nur einer, der sich heftig schneuzte, hatte keine Hand frei. „Der Nasenputzer da hinter Hesse soll sie erzählen“, entschied er. Der Aufgerufene hatte keine Ahnung mehr von der Geschichte, sah aber, daß Bauer nebenher Hefte korrigierte und dachte: „Nur Mut, es wird schon schief gehen, bloß nichts merken lassen.“ Monoton, jedoch flüssig, faselte und phantasierte er drauf los, verzapfte zuerst eine Art christlich-sentimentaler Liebesgeschichte, schlitterte dann in einen Räuber- und Eheroman hinein, in dem Ananias bald steinreich, bald bettelarm war, bei einem Erdbeben alles verlor und bei Nacht und Nebel die Stadt verließ. Mit Saphira auf der Flucht erlebte er Hunger und Durst und viele Entbehrungen, kam ab und zu bei guten Menschen in ein gutes Quartier und fand Mitleid, wurde aber zuletzt von wilden Tieren angefallen und samt seiner Frau aufgefressen. Mit dem unpassenden Spruch: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, beschloß er sein Märchen. Über die Gesichter der Kameraden lief ein scheußliches Grinsen und sein Vordermann Hesse krümmte sich, hielt sich die Nase zu und kriegte einen ganz roten Kopf. Durch die ganze Klasse ging eine Woge krampfhaft verhaltener Lachkrämpfe und der Prediger in der Wüste wünschte sich nichts sehnlicher, als in dem Meer von Hohn- und Spottgelächter unterzugehen. Nichts derartiges erfolgte. Nach einer peinlich langen Pause ging Bauer hinter den Ofenschirm und klopfte seine Pfeife aus. Scheinbar ganz geistesabwesend bestieg er seinen Thron wieder und

korrigierte weiter, bis ein leises Kichern eine Lachsalve auslöste. Ganz dumm fragte Bauer: Warum lacht ihr denn? Habt ihr denn nicht gemerkt, daß dieser Mann eine blühende Phantasie und eine große Gabe hat, sich mit Leichtigkeit in der schwierigsten Lage aalglatt aus der Patsche zu ziehen? Wenn er so fortmacht, kann er es zu etwas bringen. Solche Leute sind gesucht und machen oft ganz große Karriere. Freilich, den Bauern dürfte er diesen Bären nicht aufhängen, die würden ihm das Fell verhauen. Gewiß gibt es aber auch Leute, die sowas gern hören und glauben . . . Wieder hüllte sich Bauer in Schweigen und Wolken und korrigierte Hefte. Auf einmal hörte man eine geisterhafte Stimme: Glaubet dem Lausbuben nicht, *denn er lügt*, daß es kracht . . . Von da an lernte der Volksredner „Biblische Geschichte“. Die Stubenbeleuchtung bestand aus ein paar alten Öllampen, die an der Decke hingen. Sie wurden so gut wie gar nicht benutzt, da ihr Licht bei weitem nicht ausreichte. Deshalb hatte jeder einen Handleuchter mit einer Kerze vor sich stehen, eine herrliche Gelegenheit zum Zündeln, besonders dann, wenn die Kerze heruntergebrannt und kein Ersatz zur Hand war. An einem solchen Abend war es, daß es Hesse gelang, ein wahres Freudenfeuer in Gang zu bringen. „Ha, Du Feuerwerker dahinten, rief

Bauer, löscht die Flamme aus! Ihr Schlingel zündet mir noch das Haus über dem Kopf an – glaubt bloß nicht, ich sei blind und sehe nicht, was ihr für Spitzbuben seid. Dieser Hesse schmeißt Lichterstumpen in die Luft, fängt sie mit dem Schnabel auf und frißt sie sogar. Andere werfen sich Papierkugeln an den Kopf und schießen mit Papierpfeilen. Vor meiner Nase sitzt einer und markiert einen Zigeuner, der zum Tanz aufspielt und die ganze Bande drum rum wiegt sich in den Hüften. Der kleine Dicke, der immer so tut, als könnte er nicht auf fünf zählen, laust sich wie ein Affe und fängt Flöhe . . .“ Wir waren sprachlos. Hatte einer gepezt? Ausgeschlossen! Das Sündenregister war äußerst peinlich und verdammt lang. Nur ein paar Engel fühlten sich nicht getroffen und strahlten wie Christbäume. Ein ganz Schlauser klärte am andern Morgen das Rätsel auf. In die Holzwände des Ofenschirms waren kleine Löcher gebohrt, durch die man nach allen Seiten spionieren konnte. Schade, nun waren auch diese harmlosen Scherze zum Teufel. Die Folge davon war, daß wir alle Musterknaben wurden.

Mit diesem Beitrag gedenken wir des Dichters Hermann Hesse zu seinem 80. Geburtstag am 2. Juli 1957 mit guten Wünschen und landsmannschaftlichem Gruß.

Mit Hermann Hesse am Bodensee

Jahrzehntelange Dichterfreundschaft hat Hermann Hesse mit Ludwig Finckh verbunden, dem wir dazu nachstehend aus dem im Silberburg Verlag Stuttgart erscheinenden Bildband „Sonne am Bodensee“ (DM 5.80) das Wort geben.

Ich hatte immer an Fügungen, innere Notwendigkeiten, an Zusammenhänge geglaubt. Einmal erreichte mich in Aachen ein Brief von Hermann Hesse, seine Frau Maria sei erkrankt und nach Basel gereist; er lade mich ein, zu ihm nach Gaienhofen an den Bodensee zu kommen, wo er ein Bauernhaus gemietet habe. – Das waren schicksalhafte Tage. Ich wollte mich diesem Ruf nicht versagen, brach meine Zelte in Aachen ab und fuhr. So kam ich in das unbekannt kleine Dorf am Bodensee, das auf keiner Landkarte zu finden war, das gottverlassen, fern von allem Verkehr noch gänzlich unberührt wie ein einsames Vogelnest am Ufer lag – es war von Frau Mia auf einer Wanderung entdeckt worden. Hesse und Max Bucherer, ein Holzschneider von Gottlieben im Thurgau, empfingen mich, und es begann nun mit ihnen jenes unvergeßliche, sonnige Idyll, das sich nicht um die Welt kümmerte, nur auf Natur und Freundschaft gestellt – ein frohes, unbeschwertes Sommerleben. Siebenundzwanzig Jahre alt war Hermann Hesse, als er in Gaienhofen

einzog. Auf dem freien Platz vor dem Schulhaus, wo die Kinder zwischen den Stunden sprangen und spielten, stand eine junge Linde, etwas älter als wir selber, eine Friedenslinde, und dahinter begann schon das kleine Gärtlein, in dem Frau Mia Gemüse und Blumen zog. Kapuziner gelb und rot, die ihr Mann so liebte. Das nächste Haus mit den starken Fachwerkbalken war das Hesse-Haus. Es mag nicht lange nach dem Brand des Dorfes im Dreißigjährigen Krieg erbaut worden sein, denn die Eichenbalken waren so hart, daß sich die stärksten Nägel, die man hineinschlug, krumm bogen. In diesem einfachen Bauernhaus gegenüber der Kapelle, dem Kirchle, wohnte und dichtete Hermann Hesse drei Jahre lang. Es waren die glücklichsten Jahre seiner jungen Ehe. Nach dem gewaltigen Erfolg seines „Peter Camenzind“ war er der gefeiertste Dichter in Deutschland, umworben und begehrt von Zeitschriften und Verlegern, und doch immer der bescheidene, tätige und zärtliche Mensch, allem offen und zugewandt, der den Dorfbewohnern Rätsel aufgab. Schriftsteller? Was war das für ein unbekannter Beruf! Wir galten den Leuten als Müßiggänger. „So – gont'r spaziere“, war der alltägliche Gruß für die „Schriftsetzer“, da wir keine Sensen trugen, wenn wir übers Feld gingen. Dabei war Hesse der fleißigste Arbeiter, den ich kannte.

Kindheitserinnerungen an Tübingen

Aus Briefen an einen heimatvertriebenen Dichter

Von Angelika Bischoff-Luithlen

An der „akademischen Rennbahn“

Die Wilhelmstraße, an der wir wohnten, und die vom Stadttinnern Tübingens, vom Markt- und Ladenviertel zur Universität, zu den Instituten und Kliniken führt, ist die schönste, liebste, bedeutsamste und auch sinnbildlichste Straße meines ganzen Lebens gewesen und geworden. Habe ich mich nicht durch alle meine Tage auf der Straße zwischen Geist und Prosa hin- und herbewegt, bin ich nicht immer irgendwie unterwegs auf ihr wie damals, als ich mit Werner und mit meinem „Radelrutsch“ (es war das erste seiner Art in Tübingen) auf ihr entlanggraste? Oft will mir scheinen, als sei die Kindheit viel eher ein Modell als eine Grundlage des späteren Lebens!

Wir waren stolz auf unsre neumodischen Gefährte; wir nahmen sie überall hin mit und gingen überhaupt nicht mehr zu Fuß, wie dies bei leidenschaftlichen Autofahrern der Fall sein soll. Wir kannten jeden Sprung im Pflaster, jeden kleinen Buckel im Bürgersteig, ja jede Höhlung unter diesem – der jeweilige Ton der damals noch nicht gummibereiften Räder zeigte uns das an. Vom „Museum“ an, das damals eine Wirtschaft mit angebautem Theater- und Konzertsaal war, bis zu jener Ammerbrücke war die Rennbahn glänzend und ohne jede Unterbrechung; ärgerlicher war die andre Straßenseite, vom Kaufmann Rieckert über die „Traube“ und die heutige Osiandersche Buchhandlung, an unserm und Siebecks Haus vorbei bis zum berühmten „Lembo“, der Bäckerei und Weinstube, denn hier gab es Unterbrechungen durch Kopfpflaster und Randsteine. Trotz dieser Schwierigkeiten unternahm ich aber bereitwillig alle Einkäufe beim Kolonialwarenhändler Rieckert, wo es gut roch und nach „Soll und Haben“ aussah. Für meinen Vater mußte ich einmal dort eine besondere Zigarrensorte holen, die er mir aufgeschrieben hatte. Da er, wie alle Mediziner, eine unleserliche Handschrift besaß, gab mir Herr Rieckert eine riesige Tüte Zitronen mit, er hatte dies statt Zigarren entziffert. Natürlich wurde ich mit Schimpf und Schande und einem lesbaren Zettel wieder zurückgeschickt. Doch diese Geschichte gehört in eine spätere Zeit; mein Vater war über die Kriegsjahre

nicht zu Hause und tritt daher vorerst in meiner Geschichte noch nicht auf. Also schon wieder ein literarischer Unglücksfall, den Sie mir vergeben müssen!

Mit diabolischem Vergnügen wartete ich mit meinem Vehikel auf den Zeitpunkt, wo die Kollegs aus waren, denn dann konnte ich mit viel Schwung auf der Museumsseite in die entsetzt ausweichenden Studentenschwärme hineinfahren. Diese tägliche Flut der Wissensdurstigen machte die Wilhelmstraße so liebenswert, denn wie der Meeresstrand, so hatte auch sie ihre Ebbe- und Flutzeiten wie kaum eine andre Straße. Von der „Uni“ bis zum Museum funkelten die bunten Mützen noch alle lustig durcheinander wie die Steinchen in meiner Mutter Räucherwerk, dann schieden sich die Geister nach Farben und Bändern und bildeten „Ständerlinge“ an traditionellen Plätzen: beim Schimpfack, beim Ballhaus, beim Roos, beim Rauscher, bei der Deutschen Bank sah man Gruppen und Grüpplein beim Nachrichtenaustausch. „Beim“ ist hier eine mundartliche Wendung, aber so typisch für dies Sich-um-jemand-Gruppieren, daß ich sie stehen lasse; sprach man doch in Tübingen auch von den Professoren, etwa denen der medizinischen Fakultät, auf diese gemütliche Art: „beim Otfried“, „beim Gaupp“, „beim August Mayer“ hieß es da.

Wie eine Stadt ohne den studentischen Gezeitenwechsel überhaupt bestehen konnte, konnte ich kleines Mädchen mir nicht vorstellen. Auf Schritt und Tritt traf man sie, sie waren überall, in Familien, Straßen, Läden und Veranstaltungen, die buntbemützten „Studiker“, zu denen wir wie zu Halbgöttern aufsahen. Natürlich wußte ein Tübinger Kind, wie die Farben waren, was etwa Ghibellinen, Frankonen, Roigel, Westphalen und Normannen trugen. Vom Sinn – oder Nichtsinn – der studentischen Verbindungen wußten wir nichts, sie waren eben da und füllten Häuser und Gassen mit pulsierendem Leben. Und dieses fühlten wir mit; wir spürten die strahlende Fröhlichkeit der Stiftungsfeste, wenn die alten Herren jovial durch die Straßen bummelten, denen das bunte Deckelchen lustig genug zu Gesicht stand, wenn es Damen und „Verbindungsschwestern“ gab, wenn der „Landesvater“ gesungen

wurde, wenn alles nach Blumen roch und die ganze Wilhelmstraße lachte und sang bis in die Sommer-nächte hinein.

Von 1914 bis 1918 allerdings war der Wellenschlag stiller geworden, dafür gab es Fahnen und Soldaten auf unsrer Straße. Auch durfte ich mich bei Truppendurchmärschen an den Straßenrand stellen und die Feldgrauen mit Blumen und Zigaretten bewerfen, was mir großen Spaß machte, da ich vom mörderischen Handwerk dieser Männer nichts begriff. Einer meiner Vettern, der Offizier war, war eine Zeitlang mit seiner Mannschaft in Tübingen stationiert; wenn er an der Spitze seiner Leute zu Übungen ritt, beugte ich mich, gewaltig stolz, weit über die Heliotropkästen meiner Mutter hinaus, um dem so erhöhten Verwandten kräftig zuzuwinken. Welches Glück, wenn er vom „hohen Roß“ aus zurückwinkte! Später wurde dieses Vorbeiwinken noch spaßhafter. Meine Mutter, die eine Ader für Volkslieder besaß, erkundigte sich oft bei jenem Vetter nach den damals geläufigen Soldatenliedern und schrieb den Text auf. Das Lied „I bin Soldat, vallera, und hab ein Bart, vallera“ gefiel ihr so gut, daß der junge Offizier sich den Spaß machte, dies nun immer bei unserem Haus singen zu lassen. Wie mir das Herz ob dieser Huldigung hüpfte!

Aber es gab noch viele andere Gelegenheiten, um sich die Fensterplätze an den Heliotropkästen zu erobern, die ärgerlicherweise dann oft genug von Bekannten besetzt wurden, die nicht, wie wir, das Glück genossen, an der Wilhelmstraße zu wohnen. Da waren die großen Fackelzüge der Studentenschaft zu Ehren eines Professors oder Rektors der Universität, oder die langen Leichenzüge, wenn ein solcher gestorben war und sämtliche Verbindungen ihre Abordnungen schickten. Besonderen Eindruck machten mir hierbei die großen Augen, die die Pferde der schwarzen und silberbetreften Schabracken halber bekamen; dies schienen mir ganz andere, ganz extra traurige Tiere zu sein und ich schaute immer besonders nach ihnen aus. Eine ebenfalls nicht fröhliche Prozession war die, die nach Ankunft der Züge zur Behandlung in die Kliniken strömte. Auch solche betrübten Gäste hatten wir manchmal, die für ein Leiden oder für eine Verwundung Heilung suchten und die Wartezeiten bei uns verbrachten. Für schwerkranke Klinikbesucher gab es einen Beförderungsdienst, damals eine Kutsche mit einem oder zwei Pferden davor. Während des Krieges lahmte eines von ihnen lange Zeit und meine empfindsame Tante brach immer in neue Klagen über das „arme, arme Klinikpferd“ aus, wenn es mit seinem Gefährt übers

Pflaster geholpert kam. Mich rührte das nicht wesentlich; mit Kurt Bosch, einem neuen Freund und Enkel des Hausherrn Keller hatte ich ein besonderes Wilhelmstraßen-Spiel erfunden, es hieß „Gespensterles“ und war besonders in der Dämmerung wirksam. Man hatte sich nur der Länge nach in den Rinnstein (schwäbisch Kandel) zu legen und mit allerhand schaurigen Gebärden aufzufahren, wenn Leute des Weges kamen. Sie erschrakten dann schon.

Fluß im Morgenstrahl

Mein Gewissen ist schlecht, lieber Freund, und zwar dem guten alten Neckar gegenüber, der bis jetzt nur bei der Beschreibung der Ammerängste aufgetaucht ist und nicht gut wegkam. Diese meine Abneigung gilt aber nur für den Teil des Neckars, wo er durch die Ammer verstärkt und schmutzig gefärbt unter der Eberhardsbrücke dem Stauwehr zufließt, später auch die Steinlach noch aufnimmt und dann brausend über das Wehr flutet; dort mochte ich nicht lange stehen, und die mutigen Kahn- oder Faltbootfahrer, die sich ein Vergnügen daraus machten, mit hinauszuschießen, um sich unten aufklatschen zu lassen, kamen mir unbegreiflich und noch lebensmüder als Selbstmörder vor. Oberhalb des Ammereinflusses aber liebte ich diesen hellen und so württembergischen Fluß, denn ich hatte jedes Wasser gern, das klar war und gut roch, und das tat der Neckar da oben unbedingt. Auch ist er dort durch die Platanenallee schön sauber in zwei Hälften geteilt; friedlich wie zwei alte Eheleute fließen Neckar und Kanal hüben und drüben dahin und sind so still und ungefährlich, daß die Studenten bei abendlichen Lampiongondelfahrten dort ihre Mädchen ins Wasser kippten, um sie mit geschwellter Heldenbrust wieder herausziehen zu dürfen – was mit Lebensgefahr nicht viel zu tun hatte. Ich allerdings wünschte mir nicht, jemals eine solche Heldenbraut zu werden, denn wer konnte auf die Zuverlässigkeit des Ritters bauen? Wer konnte wissen, ob man nicht doch in Ammerrichtung abgetrieben werden könnte?

Trotzdem bin ich oft und oft Kahn gefahren; weiß Gott, es fanden sich immer wieder Leute, die uns dazu einluden, und meine Mutter ruderte gern; es war der einzige Sport, bei dem sie ihre Gehbehinderung nicht spürte. Die Tour ging meist durch den Kanal strömungsaufwärts, vorbei an einem Eckhaus, wo meine Tante gewohnt hatte, bei der ich Schildkröten zu baden pflegte, und an der damaligen Tübingener Chronik, die inzwischen mehrmals den Namen gewechselt, aber immer im gleichen Haus und bei den

gleichen Druckmaschinen geblieben ist, die zu unsrer Begleitmusik still vor sich hinrasselten. Es kam das zierliche Bogenbrücklein, über das wir beim herbstlichen Laternegang wohl zehnmal auf und niedermarschierten, weil das so hübsch hallte und jedes Kind seinen Lampion im Wasser mitwandern sah, und dann ein stilles und grünes Uferstück, vorbei am Seufzerwäldchen mit seinen starkduftenden Quecken, Storchschnäbeln und dem possierlichen Springkraut. Es kamen flache Stellen im Fluß, wo wir das Ruder aushängen und uns stehend mit „Staken“ weiterbefördern mußten; dies sah so stolz aus, fast so großartig wie bei den Studenten, die das, waghalsig auf der hintersten Spitze ihres Verbindungskahnes stehend, gern übten. War die teilende Landzunge und ein Stück des Seufzerwäldchens passiert, an das wohl jeder Tübinger schlechtriachende Erinnerungen hat, dann kam das allerschönste Stück Neckar. Etwas Schöneres gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr! Dann glitten wir, mit angelegtem Ruder und gegen die Strömung haltend, damit uns nichts entgehe: nicht die köstlich wellenumsäumten Semiramisgärten der Neckarhalde, nicht das schöne Ufer des Dekanatsgartens mit seinem einsamen Kahn; nicht der kühle Schatten der herrlichen alten Platanen im grünsilbernen Wasser, die Häuser und Häuslein, die Fahnenstangen und Boote, das Wasserglucksen im Nachhall der Allee, die unendlich hoch aufgetürmten und doch gemütvollen Gebäude von Stift und Bürse, der Hölderlinturm, das Geigerhäuslein mit seiner kleinen

Plattform, die Verbindungskähne, die winkelige und giebelige Front der Neckargasse – trutzig bewahrt vom Schloß und mütterlich behütet von der Stiftskirche. Sie kennen dieses Stadtbild, mein lieber Freund; jeder Deutsche kennt es und die Bilder davon gehen in die Millionen. Aber in meiner Kinderseele wurde es kostbar aufbewahrt, als Schatz und nicht als Klischee. Ich bekam früh eine kleine Mörikeausgabe in die Hände und studierte seine Gedichte, kaum, daß ich lesen konnte: dort, am grünen Ufer des Dekanatsgartens, den ich manchmal besucht hatte und dessen stillgrünes Paradies mir unvergeßlich im Gedächtnis leuchtet, dort mußten diese Zeilen entstanden sein:

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
 Empfange nun, empfang
 Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
 Und küsse Brust und Wange!

Ja, der Neckar – er fädelt all meine Tübinger Bilder auf seine silberne Schnur; er ist je und je der Inbegriff der Heimat geworden, ob er nun morgenklar glänzt, ob er an Sommerabenden zum Platzkonzert aus der Platanenallee lampionbehängene Schifflein schaukelt oder zur Winterszeit sogar Schlittschuhläufer trägt. Ach, ich wüßte nicht, was ich begänne, wenn ich einmal denken müßte, ich könnte dies Bild nie mehr wiedersehen – und ehrfürchtig gedenke ich Ihren immerwährenden, lebendigen Schmerzes, lieber Freund!

Erste Mahd

Die Sonne sirrt am Wiesenhang,
 hinschwelt die Luft voll Grillensang,
 der mit den Düften wegwärts quillt.
 Der Kuckuck ruft sein helles Wort
 waldaus, waldein in einem fort;
 der Lerche Lied den Himmel füllt. –
 Nun, da die Sonne golden sinkt,
 die Wolke purpursaumig zieht,
 erklingt der Sense Dengellied.
 Und wann der Tau am Grase blinkt,
 fällt müd die Lerche in die Saat –
 reiht still der Mähder Mahd an Mahd.

Franz Georg Brustgi

Über die Tübinger Stadtsprache

Von Arno Ruoff

Die Sprache eines Ortes zu bestimmen ist heute schwerer, als noch vor einer Generation. Wie unser ganzes volkstümliches Leben heute einem Prozeß der Umschichtung unterliegt, so ist im besonderen Maße die angestammte Sprache raschem Wandel unterworfen. Die bisher üblichen und hinlänglichen Untersuchungsmethoden reichen darum vielfach nicht mehr aus, um Sprachgruppen geographischer oder soziologischer Art voneinander zu scheiden. Und gerade in Tübingen ist neben der für unsere Zeit bestimmenden Einebnung der Sprachschichten die Differenzierung einerseits landschaftlich, andererseits gruppengebunden noch sehr mächtig.

Die *landschaftliche Verschiedenheit* von Sprachgebieten ist zumeist durch alte Territorialgrenzen bedingt. Für die angestammte Tübinger Mundart bestimmend ist die Zugehörigkeit zu Altwürttemberg und die Lage zwischen dem Gebiet der Reichsstadt Reutlingen (mit den Grenzorten Wannweil, Ohmenhausen, Bronnweiler) und dem Gebiet der vorderösterreichischen Grafschaft Hohenberg (mit den Grenzorten Hirschau und Bühl). Gleich Stuttgart gehört Tübingen nach den Hauptgrenzen der Mundart dem mittelschwäbischen Gebiet an. Das erweist sich an der Aussprache von Kennwörtern, die stellvertretend für eine Reihe entsprechender Lauterscheinungen stehen. Dicht bei Tübingen verlaufen die tiefer greifenden Sprachscheiden der Aussprache von „breit“ (Tübingen und östlich davon: *broit*, westlich dagegen *broat*), „erst“ (Tübingen und östlich davon: *airscht*, westlich dagegen *ersch*). Während die Grenzen gegen Osten schwächer und nicht so zahlreich sind, mitunter bloß im Gebrauch des einen oder anderen Wortes zur Bezeichnung derselben Sache liegen (etwa für „ja“ *jo* mit offenem *o* gegenüber *jau*, für „muß“ *muoß* gegen *moß*, *Strähl* gegenüber *Kamm*, *schalta* gegen *schieba*), sind die Grenzen gegenüber dem alten vorderösterreichischen Gebiet so stark, daß sie auch einem nichtschwäbischen Ohr auffallen, z. B. für „viel“ in Tübingen *viel* gegenüber *veil*, „Feuer“ *Fuir* gegen *Fur*, „du“ *du* gegen *dau*, „Säue“ *Sei* gegen *Saua*, „Häuslein“ (Mehrzahl) *Heisle* gegen *Heisla*, oder besonders „Dienstag“ *Daischtich* gegen *Zeischtig*, „nichts“ *nex* gegen *nonz*, „Ente“ *Eet* gegen *Geit*. Deutlich und ohrenfällig z. B. auch „gewesen“ *gwäa* gegen *gsai*. Kennzeichen für das westlich anschließende Gebiet ist u. a. auch die Erhaltung des ursprünglichen *w* als *b* in Wörtern wie *hauen*, *knien*, *geruhen*, *ehe*: *hauba*, *knuibla*, *gruaba*, *aib*. Damit in sonderbarem Zusammenhang steht auch die heutige Form des Ortsnamens *Tübingen*:

Der Name leitet sich her vom altdeutschen Personennamen *Tuwo*. Entsprechend der Mehrzahl der anderen -ingen-Ortsnamen, wie sie in unserem Gebiet häufig auftreten, ist es also die Siedlung der *Tuwo*-inge. Die

alten überlieferten Formen *Tuwingin*, *Duwingen*, *Tuincia* weisen dies und die Entwicklung, die der Name nach den Lautgesetzen des mittelschwäbischen Gebietes nehmen mußte, deutlich aus. Dem entspricht genau die in der angestammten Tübinger Bevölkerung noch *bisweilen* gesprochene Form *Diwenga*. Die Form mit *b* ist also aus noch ungeklärten Gründen von der Sprache der westlich benachbarten Orte aus auch im ehemals altwürttembergischen Gebiet üblich geworden und hat die ursprüngliche Schreibung, allmählich auch die in der Stadt selbst angestammte Aussprache verdrängt.

Die Einordnung der Tübinger Mundart in das größere Gebiet des Mittelschwäbischen allein reicht noch nicht aus, um die vielschichtige Stadtsprache auch nur einigermaßen zu bestimmen. Die Strukturlinien des verwirrend vielfältigen Bildes lassen einige *Gruppen* voneinander trennen: Einmal besteht seit alters ein starker – und nicht nur sprachlicher! – Unterschied zwischen der angestammten *Vollmundart* in der besonderen Eigenart der Tübinger *Weingärtner*. Daneben – einst daraus erwachsen, aber schon seit Jahrhunderten davon getrennt und in eigener Weise weitergebildet – die zur „hochschwäbischen“ Ausgleichssprache hin tendierende *Umgangssprache* des bürgerlichen Mittelstandes, der Beamten, Handwerker, Kaufleute. Die Sprache der Universität, der ihr angehörenden und nahestehenden, ist – soweit nicht Hochsprache – gleich der Sprache der Stuttgarter Oberschicht bewirktes und bewirkendes Element der zur Hochsprache hin tendierenden *Ausgleichssprache*, die allerdings ihre Herkunft speziell aus dem mittelschwäbischen Gebiet nicht verleugnen kann und nur auf diesem Boden überhaupt entstehen konnte. Es ist das „Schwäbeln“, das der Nichtschwabe „so gerne hört“, das landläufig mit dem schillernden Begriff „Honoratiorenschwäbisch“ bezeichnet wird und das neben Stuttgart gerade in Tübingen seinen Brennpunkt, seine Entstehung und seinen jeweils frisch wirksamen Umschlagplatz hat. (Hierüber wird an anderer Stelle dieses Heftes ausführlich berichtet.) Auf die in unseren Tagen neu wirkenden Einflüsse der sprachlichen Umschichtung durch den Einfluß nicht-schwäbischer Neubürger soll in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden; diese Erscheinung ist einmal noch zu sehr im Vollzug, als daß Ergebnisse klar gezeigt werden könnten, zum anderen ist sie eine so weitreichende und allgemeine Tatsache, daß sie an dieser Stelle nicht eigens erörtert zu werden braucht. Bei der Betrachtung der drei hauptsächlichen Gruppen, welche die Tübinger Stadtsprache bilden – *Vollmundart*, *Umgangssprache* des Mittelstandes, *Ausgleichssprache* der Universität – zeigen sich einerseits starke Angleichungstendenzen (nichts anderes als ein Ergebnis davon ist ja

das eben besprochene „Honoratiorenschwäbisch“ überhaupt!), andererseits eine deutliche Differenzierung und Beharrungstendenz. Die von ihren Wurzeln losgelöste Umgangssprache des Mittelstandes tendiert zur allgemeinschwäbischen Ausgleichssprache hin, die Sprache der Universität bemüht sich um Annäherung an die Hochsprache. Beide Bestrebungen werden vielfach im Lautlichen realisiert, so etwa in der Umgangssprache Gans für mundartlich Gaas mit langem nasalierten a, Schnee für Schnai, Zins für Zais, Knie für Knui, rot für raut, Donnerschtag für Dorschdig usw. Was aber stets schwäbisch (teils allgemein-schwäbisch, teils spezifisch mittelschwäbisch) bleibt, ist weithin der Satzbau, zum Teil auch der Wortschatz und vor allem die unverlierbare und schlechterdings unverkennbare Sprachmelodie, auf deren Untersuchung als eben der tiefsten, weil zumeist unkontrollierbaren Sprachkomponente die heutige Forschung besonderen Wert legt. Hier liegen die letzten und in ihrer Art tiefgreifenden Unterscheidungsmerkmale, die bisher der Wissenschaft verschlossen waren, die die Methoden und Normen zu ihrer Untersuchung erst zu dem Zeitpunkt entwickelt hat, in dem weitere Forschung nicht mehr darauf verzichten kann.

Von allen anderen Sprachschichten abgehoben und für die Stadtsprache von wirklich „grundlegender“ Bedeutung ist die örtliche Vollmundart, auf die im folgenden besonders eingegangen werden soll. Ihre Eigenart innerhalb der Stadtsprache selbst und gegenüber anderen mittelschwäbischen Mundarten besteht seit langem und bot schon mehr, als den Gliedern der Gruppe lieb ist, Anlaß zu verschiedenartigen Erörterungen von freundlichem Humor über bissige, gewollt überlegene Ironie bis zu feindlichem Ernst, in seltenen Fällen auch von sachlicher Würdigung.

Es ist die Sprache von Tübingens „unterer Stadt“, die *Sprache der Weingärtner*, der – wie sie sich selbst nennen und nennen lassen – Raupen oder – wie sie von Andersartigen genannt werden – der Gogen. Die „Beschreibung des Oberamts Tübingen“ von 1867 bezeichnet den Tübinger Weingärtner als „ens sui generis“, als einen eigenen Typus also, von dem in launiger, von heutiger Amtssprache noch nicht angekränkelter Art gesagt wird, er habe Stoff und Form seines Daseins gegen den Schliff der Zeit mit solchem Erfolg zu wahren gewußt, „daß man oft glauben möchte, es sei zwischen seinem Wohnsitz, der unteren Stadt, und dem Musensitz in der oberen, nicht etwa eine Chinesische Mauer, sondern ein breites Hochgebirge herübergepflanzt“. Tatsächlich hat sich diese Absonderung bis heute vielfach erhalten, und die Eigenart der Weingärtner beginnt mit ihren Spitznamen „Raupen“ und „Gogen“, deren Herkunft und Bedeutung bis heute noch nicht geklärt sind:

Die Bezeichnung „Raupen“ ist schon im Jahr 1576 belegt. Heute ist sie nicht mehr auf die Tübinger Weingärtner beschränkt, wird aber wohl von hier ausgegangen und auf die Weingärtner in Reutlingen, Rottenburg und zum Teil in Eßlingen und Plochingen übertragen worden

sein. Was das schwäbisch vorkommende Wort Raup = junges Rind und die davon abgeleitete oder als Lehnwort entstandene Raupe = Graswurm mit dem Namen zu tun haben, ist unklar. Eher anzunehmen ist die Herkunft aus der Wortgruppe rau, Rauhbau, raupelig, was das rauhe, grobe Wesen vielleicht bezeichnen sollte. Der Name „Gogen“, mit offenem o gesprochen wie in hochsprachlichem „fordern“, gehört nur den Tübinger Weingärtnern und stammt wohl erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das Wort „Gogerei“ für den Wohnsitz der Gogen taucht schriftlich erstmals 1781 auf. Die Vermutung der Entstehung in Studentenkreisen liegt nahe. Das offene „Oberländer-o“ könnte auf die Herkunft aus katholischen Studentenkreisen schließen lassen, die stets in besonderem Gegensatz zur rein protestantischen Urbevölkerung standen. Die Annahme mancher Tübinger, besonders einiger Gogen selbst, ein Angehöriger des mit ihnen stets bestens verfeindeten katholischen Konvikts („Konviktsriasel“ heißt man sie) habe ihnen diesen Übernamen geschenkt, kann nicht zutreffen, da das Wort vor der Verlegung des Konvikts nach Tübingen (1817) im Gebrauch war. Die andernorts aufgestellte These einer Herkunft von „Georg“ oder „Gauch“ hat wenig Wahrscheinlichkeit, da diese Wörter unkontrahiert in dieser Form in der Mundart bestehen. Eher mag die Vermutung eines guten Kenners von Alt-Tübingen zutreffen, daß die Wörter „Pädagog“ und „Demagog“, die gerade in dieser Zeit in den deutschen Wortschatz aufgenommen wurden, Anlaß zu einer verballhornten deutsch-griechischen Analogiebildung gegeben haben, die sich auf die nasenfälligste Tätigkeit der Tübinger Weingärtner bezieht: Mistagogen, also immerhin auch -gogen! Während der Name im schwäbischen Bereich keine Entsprechung hat, finden wir in benachbarten Mundarten doch eine große etymologische Verwandtschaft: Wörter, die sich alle auf hagere, lange, eigenartige Menschen beziehen. Ein Zusammenhang damit mag im Hinblick auf die von schwerer Arbeit geprägten und nicht städtisch-feinen Gestalten der Weingärtner möglich sein. Wer um die Zufälligkeit von Übernahmenbildungen in Gruppensprachen weiß, die selbst durch tiefgründige etymologische Betrachtungen nicht erschlossen werden können, muß allen angeführten und nicht angeführten Vermutungen das Recht einer gewissen Wahrscheinlichkeit zugestehen.

Von der „unteren Stadt“ spricht die Oberamtsbeschreibung, und jedem Tübinger und jedem Studenten ist diese Bezeichnung ein ganz bestimmter und nicht mehr nur geographischer Begriff. Ursprünglich war es die Altstadt, die von der Schmidtorgasse als Achse der „unteren Stadt“ durchzogen wird, von Ammergasse und Kornhausstraße im Süden, Froschgasse im Osten, Bachgasse, Lazarettgasse, Hohentwielgasse im Norden und Seelhausgasse im Westen begrenzt. Ohne daß man sich in die erst jüngst neu angelaufene Diskussion um die Besiedlungsgeschichte Alt-Tübingens einläßt, kann man unbeschadet derer Ergebnisse, die das alemannische Urdorf

in diesem Raum ins Reich der Legende verbannen, doch feststellen, daß sich hier in der unteren Stadt, wenn auch nicht die älteste Siedlung, so doch wohl die Nachkommen der ältesten Siedler finden. Und auch das stimmt heute nicht mehr ganz. In unserem Jahrhundert haben etliche Weingärtner auch außerhalb dieser Grenzen gebaut, was aber ihrer Eigenart und ihrer Zugehörigkeit zur „unteren Stadt“ keinen Abbruch tat. Bestimmend bleiben Beruf und Abstammung.

Aus drei *Wurzeln* erwächst die Eigenart der Tübinger Weingärtnersprache: 1. aus der örtlichen Vollmundart, deren Begrenzung im schwäbischen Sprachraum anfangs skizziert wurde, vielleicht noch mit der Besonderheit der ungeklärten Zusammensetzung der Urbevölkerung; 2. aus der Weingärtner-Fachsprache; 3. aus dem wohl seit Begründung der Universität bestehenden Gegensatz zur Schicht der „Gebildeten“ und der notwendigen Auseinandersetzung mit dieser.

Das zuerst ins Ohr fallende dieser Mundart ist die schriftlich nicht mitteilbare *Sprachmelodie*, die sich von jeder anderen schwäbischen und auch der „allgemeinschwäbischen“ deutlich unterscheidet. Verschiedene schwäbische Ort- und Landschaften bedenken sich gegenseitig mit dem Vorwurf des „Singens“ anstatt Sprechens. Eine der melodösesten schwäbischen Mundarten wird gewiß die Tübinger Weingärtnersprache sein. Kennzeichnend für sie sind die modulierende Tonhöhe und -stärke mit besonderen Höhen am Ende des Satzes und der Satzteile; dazu der wie mit äußerster Kraftanstrengung gepreßte Ausdruck und dabei besonders das charakteristische „reißende“ r. Zum örtlichen *Lautstand*, wie er eingangs angedeutet wurde, kommen noch etliche Besonderheiten, deren manche auch eine Wirkung der Auseinandersetzung mit oberer Stadt und Universität sind. So etwa die im Gegensatz zum sonstigen Mittelschwäbischen nicht völlig entrundeten ö-, ü-, eu-, äu-Laute zu e, i, ei, ai, sondern Realisation von klaren Mittellauten zwischen den angeführten. Der *Wortschatz* indessen ist ganz eigen, er ist für die verhältnismäßig engen Stoffgebiete unerhört mannigfaltig, und erst der darin Eingeweihte erkennt im Gegensatz dazu die Armut der Ausgleichssprache, selbst der Hochsprache, deren Überbewertung mitsamt der dadurch bedingten Angleichung an sie, in den anderen Gruppen der Stadtsprache – philologisch gesehen – eine Degenerationserscheinung darstellt. Sie schließt es auch aus, daß die Vollmundart, wie zu früherer Zeit, als tragendes Element die Umgangssprache, gar die Hochsprache befruchtet: ein recht verbreitetes, bedauerliches, aber unabänderliches Symptom unserer Tage. Der Gegenpol der Umgangssprache ist schon so weit von der Vollmundart entfernt, daß er seinerseits auch nicht mehr besonders wirksam zu werden vermöchte, weshalb zwei Sprachschichten ohne wesentlichen Ausgleich nebeneinander bestehen. Sehr viele Wörter und Ausdrücke, selbst wenn sie nicht dem Bereich der Fachsprache entstammen, werden in der oberen Stadt nicht mehr gebraucht, oft schon gar nicht mehr

verstanden. Was versteht vollends ein Fremder davon (sachlich und sprachlich!), wenn der Raup im Vorlai (Vorlehen, Landstück am unteren Ende des Weinbergs) schoht, den Gruaber (Stützstock) unters Reff (Rückentragkorb) stellt und seinen Gurren (schlechter Weinberg) einen Grillisroi („Grillenrain“) schilt. Oder wenn er mit dem Ohmsäggle (Baumsäge) den Glutscher (abgängiges Holz) herausschneidet, wenn er mit der Falkhau (leichte Hacke) Häerdärm („Hühnerdärme“), Bettsoicher und Widlesgras (andere Unkrautarten) aus seinem Wengert hacken oder mit der Hoob (Habe, Rebmesser, gesprochen mit langem offenem o wie in Gog) verbräacha (verschneiden) oder bziega (beziehen, anbinden) muß, daß er im Spätling (Herbst) wenn die Beer zeitig (Trauben reif) sind, uf da Boom gao (auf den Kelterbaum gehen, keltern) kann und keinen Rachenputzer, Simsenkräblder oder Raßler (schlechte Weine) kriegt, wie die Reutlinger . . .

Andrerseits hat sich der Raup Wörter aus dem Bereich der Hochsprache und aus dem akademischen Vokabular in seinen Wortschatz einverleibt, die er in seine Rede sehr treffsicher, oft in deutlich ironisierender Absicht einstreut. So etwa, wenn ein Raup zum anderen am Schluß einer Wahlrede, die der Bürgermeisterkandidat mit den Worten „Das walte Gott“ beendete, kurz sagt: „Den wählet mer, der hot au no Religio em Ranza!“ Oder wenn einer, der bei's Professors die Abortgrube leert, zur Frau Professor, die sich über den Gestank (der Raup sagt dazu „Veigelisduft“) beschwert, außer der lakonischen rhetorischen Frage „Han i 's dao oder Sie?“ vielleicht sagt: „Sie werdet au koine Balsamküachla macha . . .“

Neben der Fülle des Wortschatzes, die hier nur behauptet und angedeutet werden kann, sind für die *Sprache* des Raupen besonders charakteristisch sein Humor und hintergründiger Mutterwitz, der derb, sehr derb sein kann, der sich aber nie zum Sarkasmus des „gebildeten“ Witzes herabläßt. Dazu kommen die Schlagfertigkeit, der Lakonismus und die *Bildhaftigkeit* seiner Rede. Weit bekannt und viel zitiert sind die Sammlungen der „Gogenwitze“, die freilich in vielen Stücken auch in anderen Landschaften anderen Menschen in den Mund gelegt werden; nicht wenige sind der Wesensart der Tübinger Weingärtner auch völlig unangemessen und darum unmöglich. Die anderen allerdings sind keine „Witze“, wie man sie für die letzte Zeitungsseite ersinnt, sondern Verwirklichungen des Volkshumors, der sich in jedem Gespräch in jedem Augenblick neu aussprechen kann, der über einen großen Schatz an Formeln und feststehenden Wendungen verfügt, aber daneben vor allem über die Fähigkeit, jederzeit neu einen passenden Spruch zu schöpfen, ein Bild, einen Vergleich von prachtvoller Überzeugungskraft zu schaffen. (Das unterscheidet den Raupen von den Bürgern der oberen Stadt, die oft nur feste Formeln und vorgeprägte Bilder ihrer darin nicht mehr schaffenskräftigen, also sterilen Sprache entnehmen können.) Es ist schwer, dafür Beispiele zu geben, weil sie

erst im Gebrauch auftauchen und von diesem nicht losgelöst werden können. Und das meiste läßt sich ohnehin nicht niederschreiben mit Rücksicht auf den Rotstift des Lektors, die Seele des Lesers oder den Leib des Schreibers. Aber hierher gehört etwa, wenn der Raup von einem Sterbenden sagt: „Där hot au nemme weit hoim“ (der hat auch nicht mehr weit heim), oder er habe nicht mehr weit „zum Krommschenkel“ („Krummschenkel“: Flurname des Friedhofgebietes), oder von einem Schwerkranken: „Do wurd's Zeit, daß der Hergott de Krätte raliest“ (Da würde es Zeit, daß der Herrgott den Krätten, Aufzugkorb zur Beförderung von Lasten auf den Dachboden am Seil an der Außenwand des Hauses, herablassen würde), oder wenn er von einem Erhängten sagt, er sei „im Hanf verstickt“. Ebenso gehören hierher auch die großen Gebiete der Flüche und Drohungen, deren Möglichkeiten schlechterdings unerschöpflich sind. „Bei ons gältat alle, au mo mer et kenne“ (Bei uns gelten alle Flüche, auch die wir nicht kennen). Und das heißt ja doch wohl: auch die, die wir erst jeder Situation anpassen und neu bilden. Und wenn der Wengerter sagt: „I henk Der 's Kreuz aus und dreh Der d' Gurgl rom, daß der Kopf zom Arsch naahang“, so ist das noch ein ziemlich wohlmeinender und milder Ausdruck. Schwerer ist schon der: „I schlag Der 's Hirn nei, daß De d' Heilig Maria für a Fabrikmensch aaschauscht!“, und drastischer läßt sich ein Schlag zur Herstellung krasser Geistesverwirrung nicht androhen.

Die dem Schwaben mitunter nachgesagte „Maulfaulheit“ erscheint in der Sprache der Tübinger Wengerter in der hohen Blüte des *Lakonismus*, der eine geradezu philologische Freude am kürzesten und nur dem Eingeweihten oder Gleichdenkenden verständlichen Ausdruck hat. Beispiele sind bekannt genug („Em ra“ . . .).

Der geistigen Beweglichkeit, die in der Auseinandersetzung mit den Kreisen der Universität, besonders den Studenten, erworben wurde und immer neu herausgefordert wird, steht das der Volkssprache eigene *Beharungsmoment* gegenüber. So heißt heute noch der offiziell „Jakobskirche“ benannte Mittelpunkt der unteren Stadt eben die „Spittelkirch“, das „Schwäbische Tagblatt“ wird noch mit seinem alten Namen „Gronich“ (Tübinger Chronik) benannt, und wenn einer „nicht recht gescheit ist“, dann tut man ihn „zum Semmerleng“, d. h. in die Nervenklinik, die heute noch den Namen ihres längst verstorbenen Leiters hat.

Als letztes sei noch auf eine Fähigkeit hingewiesen, die freilich auch wieder jeder Volkssprache eigen ist, aber auch wieder gerade bei den Tübinger Weingärtnern ihrer Wesensart nach besonders hoch entwickelt ist: nämlich die Fähigkeit zu feinsten sprachlicher *Nuancierung*. Gleich anderen Spracherscheinungen, etwa der Steigerung durch Reihung und abgewandelte Wiederholung, ist die Kunst der Nuance eine Eigenart, die dem sprachlichen Mittelstand fehlt und nur einerseits der Grundschicht der Mundart, andererseits erlesener Hochsprache oder dichterischer Sprache vorbehalten ist. Ein Beispiel

dafür ist etwa der Gebrauch des Wortes „päb“ (behäbe, Eigenschaftswort aus behaben, beheben). Es bedeutet je nach seiner Verwendung u. a.: eng, nahe, dicht, knapp, genau, kaum, herb, geizig. Ein Gefäß ist päb, es ist wasser- und luftdicht, es hat kein Loch. Kleider sitzen päb, sie sind eng. Das Essen hat päb gelangt, es hat eben noch gereicht. Zu seinem Schatz hockt man vielleicht ganz päb naa, ganz nahe hin. Ein Gegner guckt päb, sieht scheel her. Einer ist päb, er ist peinlich genau oder geizig. Einer langt einem päb naa, er tritt einem zu nahe. Das Schicksal nimmt einen päb, es trifft ihn hart. Das ist päb gschwätzt, das Urteil ist zu eng.

Ein anderes, nicht weniger weitreichendes Beispiel ist die Verwendung des „schwäbischen Grußes“. Er findet in Tübingens unterer Stadt wohl seine häufigste Verwendung und seine größte Variationsbreite. Am seltensten wird er – konkret gemeint – als Schimpfwort gebraucht, häufig bloß – wie es in einem Gerichtsurteil hieß – „zur Anknüpfung, Fortführung oder Beendigung eines Gesprächs, oder um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben“. Als Begrüßung bei unverhofftem Wiedersehen ist er selbstverständlich (es ist ja ein schwäbischer Gruß!), bei jeder Überraschung ist er der nächstliegende Ausruf. Mit Hilfe der verschiedensten Ausdruckskomponenten (Melodie, Betonung, Beiwörter usw.) lassen sich sämtliche Schattierungen von abgrundtiefer Verachtung bis zu herzlicher Zuneigung ausdrücken. Die Möglichkeiten schriftlicher Wiedergabe sind zu wenig entwickelt, um diese feinen Nuancierungen darstellen zu können.

Mundart und Ausdrucksformen der Tübinger Weingärtnersprache haben sich in ihrer Eigenart über lange Zeiten hin erhalten. Das ist gerade in Tübingen vielleicht das Eigenartigste an ihnen. Aber auch sie sind allmählichem Untergang geweiht, wo die junge Generation nach Beruf oder Heirat oder Wohnsitz nicht mehr in der Gemeinschaft der Gruppe bleibt. Mit Weinbau und Landwirtschaft sterben auch Art und Sprache. Gewiß werden die Jungen auch später noch viel Altes, Angestammtes behalten, was in ihrer Art ist, aber doch ist es ein primäres menschliches Bedürfnis, sich anderer Umgebung und Lebensgewohnheit, gerade auch in der Sprache anzupassen. Nur die Alten sind noch ganz und unverwässert Raupen. Und welchem der geneigten Leser diese andeutenden Aufzeichnungen nicht genug oder nicht glaubwürdig sind, der möge selbst durch Tübingens untere Stadt gehen und einen Alten fragen: „Sagen Sie, Mann, wohnen hier die Gagen?“; dann möge er „nicht an den Letzen kommen“, sondern die Fülle volkstümlicher Ausdrucksmöglichkeiten nicht gleich am eigenen Leib, aber am eigenen Geist erfahren können und, wenn nicht die Kraft der Arme, so doch die Kraft volkstümlicher Sprache, Energieia des Worts mehr, denn solche der Tat, spüren! Dieser Kraft und ihren Trägern noch zu ihren Lebzeiten ein bescheidenes Denkmal (ein Denkmal oder wenigstens ein „Denk' mal“) zu setzen, ist der tiefere Sinn dieses Aufsatzes.

Die Sprache der Tübinger Studenten

Vom Einfluß der Universität auf das schwäbische Sprachleben

Von Ulrich Engel

Tübingen ist nicht nur Geistesmetropole, sondern auch ein sprachbildendes Zentrum ersten Ranges. Denn Sprache und Geist sind nie zu trennen, sie stehen in ständiger und intensiver Wechselwirkung. Geistige Sonderstellung bedingt auch eine eigentümliche Sprechweise, und sprachliche Veränderungen bewirken ihrerseits geistigen Wandel.

Überdies ist Tübingen mit seinen besonderen Sprachverhältnissen ein einzigartiger Modellfall für das ganze Land. Auf engstem Raum stehen sich hier eine noch ziemlich unverfälschte Mundart und die deutsche Hochsprache gegenüber. Zwar sind die unmittelbaren sprachlichen Beziehungen zwischen Gogerei und Universität nicht beträchtlich; der soziale Abstand sowie die Abgeschlossenheit der Altstadtbevölkerung verhindern eine nennenswerte Einflußnahme. Hier fungiert indessen das Tübinger Bürgertum, der Mittelstand, Handwerker, Geschäftsleute, Beamte, als Zwischenglied. Diese Bevölkerungsgruppe, zum Teil noch tief im Umkreis der Spitalkirche verwurzelt, dabei sozial und geistig aufgeschlossen und emporstrebend, bildet die notwendige Brücke zwischen Wilhelmstraße und Ammergasse. Sie verkörpert, weniger laut als die Studentenschaft, dafür beständiger, das konstitutive Element im Sprachleben der Stadt wie anderswo.

Bewegende, treibende, neuernde Kraft sind freilich in erster Linie die Studenten. Wesentliche Aufschlüsse über das sprachliche Werden in Tübingen, ja überall, wo schwäbisch gesprochen wird, dürfen wir daher von einer Betrachtung der *Studentensprache* erwarten. Wir denken bei dieser Bezeichnung nicht an den liebenswürdigen Kuriositätenkräm einer ephemeren Sondersprache; „Studentensprache“ meint einfach die Sprache, die von den Tübinger Studenten schwäbischer Herkunft gebraucht wird. Welches sind nun ihre Eigenarten? Wie kommt sie zustande? Wo und wie wirkt sie weiter?

Die Beantwortung dieser Fragen hat im Rahmen einer Betrachtung des Gesamtschwäbischen zu erfolgen – der schwäbischen Sprache, innerhalb derer wir die Tübinger Studentensprache sowohl als Bestandteil wie als Motor wiederfinden.

Die Mundart, so sagt man, löse sich auf, werde verwässert, siehe langsam dahin. Das ist nicht wahr. Die ursprüngliche Mundart bildet die notwendige und unveränderliche Voraussetzung aller schwäbischen Sprachformen. Würde sie heute nirgends mehr gesprochen, so müßte und könnte man sie mühelos in ihren Grundzügen erschließen. Zwar geht die Zahl der Mundartsprecher

immer mehr zurück; einmal wird die Mundart mit ihren Trägern ausgestorben sein. Aber selbst dann wird sie als theoretische und funktionale Grundlage aller späteren schwäbischen Sprechweisen fortbestehen.

Aber die jüngeren Bauern, die Kriegsteilnehmer, die „Pendler“ – so wird man einwerfen – reden doch ganz anders als ihre Väter und Großväter: rascher, verständlicher, gepflegter. Liegt hier nicht ein typischer Auflösungsprozeß vor?

In Wahrheit hat sich etwas ganz Neues gebildet, eine neue Ausdrucks-, Denk- und Lebensweise tritt *neben* die alte. Der junge Bauer mag den Ausdruck „erstaunt“ gebrauchen, der alte sagt dafür: „Der guckt wia a gsto-chener Bock“. Er hängt noch am Konkreten, am farbigen Vergleich. Sagt der Junge, sein Fahrrad sei „neuwertig“, der Traktor „fahrbereit“, so unser Altenteiler: „’s isch so guat wia nui“, im zweiten Fall etwa: „Brausch bloß naufhocka ond ka’sch glei’ abfahra“. Ihm fehlt die Fähigkeit, mehrere Vorstellungen unter einen Begriff zu bringen, synthetisch zu denken, zu abstrahieren, logisch zu verknüpfen. All diese Eigenschaften besitzt der Junge. Er hat sie allerdings von anderen übernommen: in seiner Rede- und Denkweise – und ebenso in anderen Lebensgewohnheiten, wie der Kleidung oder der Freizeitgestaltung – lehnt er sich immer enger an die städtische Mittelschicht an. Aus solcher Unselbständigkeit erwächst der intermediäre Charakter dieser Sprachform. Wir wollen sie *Stadtmundart* nennen, weil sie in Arbeiter- und Handwerkerkreisen der Provinzstädte ihre typische Ausprägung findet. Ihre – oft unbewußte – Orientierung an höheren Schichten verspricht ihr keine lange Lebensdauer. Dennoch verbindet sie vieles mit der alten Grundmundart: eine gewisse gedankliche Trägheit, gefühlsmäßiger, aber sehr starker Traditionalismus, außerdem die fast übereinstimmende äußere Form der Sprache: „Do haun-e da Reama gnomma ond mei’m Ho’d piffa, ond na’ be-n-e em noch“ (da hab ich den Riemen genommen und meinem Hund gepiffen, und dann bin ich ihm nachgegangen) heißt es bei Jungen wie bei Alten, bei Bauern wie bei vielen eingeborenen Handwerkern der kleineren Städte.

Das gebildete und begüterte Bürgertum der Städte redet ganz anders. Jetzt heißt es nicht mehr Ha’d, kra’k, broat, raot, sondern Hand, krank, broit oder brait (breit), rot usw. Der wesentliche Unterschied freilich wird erst in zusammenhängender Rede deutlich, zumal in Erzählungen. Reiht der Bauer einfach Satz an Satz, vermag er allenfalls zeitlich zu verbinden („In Gaißhardt ist ein

Mann gewesen, der hat immer Grenzsteine versetzt. Dann hat er müssen umgehen.“), so sucht der gebildete Städter seine Aussagen zu ordnen, logisch zu verknüpfen („Weil er Grenzsteine versetzt hatte, mußte er umgehen“). Hier liegt offenbar eine ganz andersartige, ungemein wichtige Sprachform vor. Sucht man nach einem Namen, so sei auf das „Honoratiorenschwäbische“ nunmehr endgültig verzichtet, weil damit doch jeder verbindet, was er will. Auch der Modebegriff „Pfarrersfrauenschwäbisch“ ist nicht klarer, außerdem respektlos. Dagegen bietet sich die treffende Bezeichnung „Umgangssprache“, in der Wissenschaft seit Jahrzehnten heimisch, von selber an.

Bei näherem Zusehen können wir innerhalb der Umgangssprache weitere Unterschiede feststellen. Der Satz „Ich bin krank gewesen“ heißt bei einem Teil der Sprecher: I ben krank gwä, beim anderen: I bin krank gwäsa. Weitere Beispiele wären etwa: mei' Bruader woiß des guat – und: mei' Bruder waiß des gut; ebenso: mir hen Honger g'het – und: mir haba Hunger g'habt. Die erste, mundartnähere Form sei „provinzielle Umgangssprache“ genannt. Zwar kennt sie nicht mehr, wie noch die Mundart, Sprachunterschiede von Ort zu Ort; doch finden sich in ihr noch Eigentümlichkeiten, die größere Landstriche umfassen und diese von den benachbarten abtrennen, so daß man etwa von einer zentralschwäbischen Umgangssprache um Reutlingen-Tübingen, von einer Stuttgarter Umgangssprache, von einer nordostschwäbischen Umgangssprache um Aalen-Gmünd-Heidenheim sprechen könnte. Wir haben hier die in den meisten Provinzstädten vorherrschende Sprachform. – Die zweite, schon ziemlich schriftnahe Form nennen wir die „württembergische Umgangssprache“, denn sie weist im ganzen alten Land Württemberg – einschließlich der fränkischen Gebiete – keine wesentlichen Unterschiede mehr auf. In den Provinzstädten wird sie erst von kleineren Bevölkerungsgruppen gesprochen, spielt aber in Stuttgart bereits eine herrschende Rolle.

Die Umgangssprache in den beiden skizzierten Ausprägungen ist nun auch die Sprache der Tübinger Studenten, soweit sie Schwaben sind. Das leuchtet unmittelbar ein, sobald wir uns auf die Ursachen besinnen, die zur Ausbildung der Umgangssprache geführt haben. Da ist in erster Linie der Einfluß der Schriftsprache zu nennen samt ihrer gesprochenen Form, der deutschen Einheitsrede (wie wir sie beim Rundfunksprecher finden), beide zusammengefaßt unter dem Begriff der deutschen Einheitsprache. Von der reichgliederten Mundart führt eine gerade Linie über Stadtmundart, provinzielle und württembergische Umgangssprache zur völlig ausgeglichenen Einheitsprache. An Orten mit starkem Einfluß der Einheitsprache (etwa durch zahlreiche Nichtschwaben, kulturelle Veranstaltungen, besonders großen Anteil geistiger Berufe, wie in Stuttgart) überwiegen naturgemäß die höheren Schichten, die Mundart ist hier vielfach schon verschwunden. Andererseits ist in den Dörfern die Umgangssprache meist erst in Ansätzen

vorhanden. Da nun das akademische Studium die Einheitsprache (in schriftlicher wie in mündlicher Form) besonders nachhaltig zur Geltung bringt, werden die Studenten zu Bahnbrechern der im ganzen Land angebahnten Entwicklung.

Der Weg von der Mundart zur Umgangssprache bedeutet aber nicht nur regionalen Ausgleich, sondern oft auch geistiges Höhersteigen. Die Einheitsprache tritt uns nämlich häufig – zumal an der Universität – als Hochsprache entgegen. Man muß sich hüten, diese beiden Begriffe zu vermischen. Die politische Notiz einer Nachrichtenagentur ist immer in der Einheitsprache, höchstens 10-mal in der Hochsprache wiedergegeben. Diese ist eine wohlkonstruierte, völlig vom Geist beherrschte Kunstsprache – im wesentlichen die Sprache der Wissenschaft. Den entscheidenden Schritt zur Hochsprache hin hat die württembergische Umgangssprache schon teilweise vollzogen: sie verfügt über das Begriffssystem der Hochsprache, sie verwendet mit Vorliebe logische Konjunktionen (obwohl, denn, während), sie hat sich auch die Flexionsformen der Hochsprache weitgehend angeeignet: wissenschaftliche Gespräche kann man ohne Schwierigkeit in der württembergischen Umgangssprache führen. Natürlich kann diese Sprachform auch bloß äußeres Gewand für eine sehr primitive Denkweise sein; aber dieselbe Möglichkeit besteht ja auch bei der Einheitsprache. – Die enge Anlehnung an die Einheitsprache macht es allerdings wahrscheinlich, daß die württembergische Umgangssprache über kurz oder lang in jener aufgehen wird; ihr Schicksal dürfte daher mit dem der Stadtmundart übereinstimmen.

Anders die provinzielle Umgangssprache. Hier halten sich Neuerungsbereitschaft und Traditionsbewußtsein die Waage: diese Sprache ist nicht mehr „breit“, aber noch betont schwäbisch. Logische Satzverknüpfungen umgeht sie nach Möglichkeit; gegenüber der nächsthöheren Schicht hält sie an der einen schwäbischen Vergangenheitsform beharrsam fest (mir sen komma für hochsprachliches: wir sind gekommen, wir kamen, wir waren gekommen); nur im Bedarfsfall hat man noch ein umschriebenes Plusquamperfekt (wo se komma gwäsa isch – als sie gekommen war). So macht die provinzielle Umgangssprache insgesamt einen recht konservativen Eindruck. Mehr noch: Ihre Besonderheit, ihre Mittelstellung zeigt sich in deutlicher Abgrenzung nach oben wie nach unten. Sie ist nicht nur Mischform aus Mundart einerseits, Einheits- und Hochsprache andererseits, vielmehr eine selbständige, eigenwertige Sprache. Das kommt in einigen Formen zum Ausdruck, die nicht nur der Mundart fremd, sondern auch ausgesprochen „schriftwidrig“ sind und sich dennoch in der provinziellen Umgangssprache immer mehr ausbreiten. Dazu gehört z. B. das eigentümliche secht (sagt), das aus den fränkischen Landesteilen einströmt; die schwäbische Mundart kennt dafür „sait“ (das mundartliche „secht“ im Aalener Raum ist kein Gegenbeweis, da dort Sonderbedingungen herrschen). Dazu gehört ferner die Verdrängung des

Akkusativs durch den Nominativ in bestimmten Fällen, eine Neuerung oberrheinischer Herkunft: „I han en *schener* Garta“ (ich habe einen schönen Garten), „hosch du *dr* Chef g'säha“ (hast du den Chef gesehen) und ähnliche Äußerungen kann man in jeder Tübinger Bäckerei vernehmen, selten allerdings noch bei Studenten.

Die Möglichkeiten der provinziellen Umgangssprache sind damit begrenzt, geistigen Gesprächen kann sie im allgemeinen nicht genügen. Aber ihre unmittelbare Frische, ihre Einfachheit und Natürlichkeit prädestinieren sie zur Sprache des Alltags, der zwanglosen Unterhaltung. Deshalb und weil sie dem Heimatgefühl der Schwaben in zureichendem Maße entgegenkommt, scheint in ihr die Zukunft des Schwäbischen zu liegen. Eine weitergehende Läuterung und Angleichung an die Einheitssprache wird sich freilich mit der Zeit einstellen.

Die sprachsoziologische Bedeutung der Tübinger Studenten, die zu einem guten Teil Träger der provinziellen Umgangssprache sind, liegt auf der Hand. Später werden sie als „Standespersonen“ (Beamte, Geistliche, Ärzte, Ingenieure usw.) im Blickpunkt der Öffentlichkeit stehen und als angesehene Vorbilder die in Tübingen schon vollzogene Entwicklung in breiten Kreisen weiterführen; ihre Sprechweise wird die maßgebende sein. Denn „richtig“ ist heute für die sprachlich passive Masse nicht mehr, was Vater und Großvater sagten; „richtig“ sprechen heißt allenthalben: gepflegt, vornehm, „besser“, eben wie das – immer noch meist akademisch gebildete – Vorbild sprechen. „Du sollst schön sprechen!“ sagt die Mutter zu ihrem Jungen, und das heißt: „Du sollst wie der Onkel Doktor sprechen“. Der Onkel Doktor als *pars pro toto*; es kann natürlich auch der Herr Lehrer sein.

Heumännlein

Heumännlein stehn im Abendblau
in langen, langen Reihen,
die Häupter tief, die Mäntel grau,
in Prozession zu dreien.

Sie ziehen um des Hügels Schwung,
durch Tal und Wiesenweite,
sie ziehen durch die Dämmerung,
ein geisterhaft Geleite.

Aus eines Weihers Einsamkeit
hebt sich zu späten Flügen
ein Mövenpaar und kreist und schreit
über den dunkeln Zügen.

Und leer und öde wird der Ort,
wo stumm die Männlein schritten.
Sie nahmen alle Blumen fort,
Salbei und Margeriten.

Maria Müller-Gögler

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr
Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Studien- und Lehrfahrten im Sommerhalbjahr 1957 (2. Hälfte)

Wir beziehen uns auf die Veröffentlichungen in den Heften 1 (S. 36 ff.) und 2 (S. 76 ff.) und geben hiermit einen kurzen Blick über die noch ausstehenden Fahrten, dazu einige wenige berichtigende und ergänzende Bemerkungen.

Die Fahrt „Zu Schiff nach Stuttgart“ mit Ministerialrat a. D. Direktor W. Schnapper am 30. Juni ist besetzt. Eine Wiederholung soll im nächsten Jahr stattfinden. Da das Schiff nicht genug regensichere Plätze besitzt, bitten wir die Teilnehmer, für alle Fälle Regenkleidung mitzunehmen. Die Anfahrt nach Heilbronn erfolgt mit E 863 (Stuttgart ab 7.04); Treffzeit und -ort: 6.45 vor Bahnsteig 9. Endstation der Schifffahrt wird vermutlich nicht Münster sondern Bad Cannstatt sein; im anderen Fall werden, von Münster aus, Sonderwagen der Straßenbahn eingesetzt werden.

Die Vogesenfahrt mit Universitäts-Prof. Dr. Hölder und Dr. A. Schahl am 6. und 7. Juli ist besetzt; eine Wiederholung ist für die Monate August oder September vorgesehen, weitere Vormerkungen hierfür werden gerne angenommen. Die auf den Seiten 76–77 angezeigten Orte und Plätze werden alle besucht, es wird jedoch die Fahrtstrecke so gelegt, daß in Kolmar übernachtet werden kann. Gelegenheit, das Unterlindenmuseum oder die Stadt anzusehen, besteht nicht.

Am 13. Juli wird die angezeigte halbtägige Fahrt nach Kentheim und Hirsau durchgeführt; da Hauptkonservator O. Heck erkrankt ist, wird die Führung möglicherweise in andere Hände gelegt werden müssen. Für diese und die ebenfalls halbtägige glockenkundliche Fahrt mit Pfarrer Gerhard Gommel können noch Meldungen angenommen werden.

Die Reihe der Fahrten im Monat September beginnt mit einer Wiederholung der Fahrt „Unbekanntes Hohenlohe“ mit dem fürstl. Hohenloheschen Archivrat

K. Schumm am 1. September; hierfür stehen noch einige Plätze zur Verfügung. Hingegen sind die Plätze bei der Fahrt „Dorf und Siedlung um Enz und Stromberg“ mit Prof. Dr. Dölker am 8. September alle belegt.

„München – heimatkundlich“ mit Dr. L. Rueß am 14. und 15. September hat großen Anklang gefunden; es werden zwei Omnibusse eingesetzt, so daß noch Plätze zu haben sind. Das gleiche gilt für die Fahrt „Rastatt, Favorita, Gochsheim“ am 22. September mit Dir. Dr. Fleischhauer.

Die Südtirol-Fahrt, welche bis jetzt zweimal, vom 19. bis 23. und 26. bis 30. Mai durchgeführt werden konnte, soll vom 29. September bis 3. Oktober und vom 13. bis 17. Oktober wiederholt werden. Für beide Wiederholungen können noch Meldungen angenommen werden. Da das Angebot an Einzelzimmern in Meran außerordentlich gering ist, behalten wir uns vor, die Teilnehmer in Doppelzimmern unterzubringen. In das Programm wurde der Besuch des Südtiroler Weinbaumuseums in Kaltern am Kalterer See aufgenommen.

Die Fahrt „Thurgau mit Säntis und Rheinfall“ am 28. und 29. September mit Dr. A. Schahl ist besetzt; Annahme von Teilnehmern ist bei Rückziehung von Meldungen allenfalls noch möglich. Es soll Gelegenheit gegeben werden, im Gipfelhotel des Säntis zu übernachten.

Es folgt am 6. Oktober die Fahrt in die Berglen mit Hermann Wille und Dr. A. Schahl.

Den Abschluß der Fahrten wird auch diesmal wieder eine Fahrt ins Blaue bilden, an der alle Fahrtsteilnehmer des Jahres 1957 umsonst teilnehmen können. Sie wird vermutlich am 22. Oktober, nachmittags, stattfinden. Wir sehen uns jedoch veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß das Recht der Teilnahme an dieser Fahrt nicht übertragbar ist; die Entsendung eines Vertreters ist also nicht möglich.

Obere Donau

*Ferienkurs des Schwäbischen Heimatbundes in Sigmaringen und Inzigkofen
vom 27. Juli bis 3. August 1957*

Unter Hinweis auf die in Heft 1, S. 34 veröffentlichten Teilnahmebedingungen geben wir hiermit das berichtigte und ergänzte Programm dieses Ferienkurses bekannt. Alle Mitglieder und Freunde unseres Bundes werden nochmals herzlich eingeladen, an dieser großen Veranstaltung teilzunehmen, welche in ihrer Art den „Rottweiler Tagen“ 1956, den „Bodensee-Tagen“ 1955, den

„Hohenloher Tagen“ 1954, den „Allgäuer Aagen“ 1953 und den „Oberschwäbischen Tagen“ 1952 entspricht.

Programm

Samstag, 27. Juli:

20.00 In der Portugiesischen Galerie des Schlosses Sigmaringen feierliche Eröffnung unter Mitwirkung

eines Streichquartetts mit Farblichtbildervortrag von Willy Baur „Land und Leute um die obere Donau“.

Sonntag, 28. Juli:

- 11.00 Führung durch das ehemalige Kloster Inzigkofen mit Landeskonservator W. Genzmer sowie einführenden Worten über die Arbeit des Volkshochschulheimes von Dr. Koblitz.
- 14.00 Triebwagenfahrt in das Bittelschießer Täle (wildromantischer Lauchertdurchbruch) mit Besuch der Pfarrkirche Bingen (Tafelgemälde von B. Zeitblom, Holzbildwerke der Syrlinwerkstatt) sowie der Burgruine Hornstein mit Kapelle und der Höhle (Kaffeetafel in derselben). Führung: Willi Baur und Landeskonservator W. Genzmer. Fahrtkosten: 3 DM.

Montag, 29. Juli:

- 7.30 Studienfahrt in Omnibussen: Sigmaringen – Kreenheinstetten (Geburtsort von Abraham a Santa Clara) – Lenzenfelsen (Aussichtspunkt) – Wildenstein (woherhaltene mittelalterliche Burg der Herren von Zimmern) – Beuron (Führung durch die Kirche, Vortrag von P. Corbinian Gindele „Die Bemühungen Beurons um den Kult“, Geistliche Musik mit neuer deutscher Psalmodie) – Knopfmacherfels mit Irrendorfer Hardt (Naturschutzgebiet) – Sigmaringen. Führung: Willy Baur und Landeskonservator W. Genzmer. Fahrtkosten: 5.50 DM.

Dienstag, 30. Juli:

- 8.00 Lichtbildervortrag im ehemaligen Kapitelsaal Inzigkofen „Architektur, Malerei und Plastik an der oberen Donau, 1. Teil“ von Landeskonservator W. Genzmer.
- 10.30 Lichtbildervortrag ebenda „Fürstenburgen und Fürstengräber der späten Hallstattzeit“ von Landeskonservator Dr. A. Rieth.
- 14.30 Führungen durch Stadt und Schloß Sigmaringen mit Willy Baur und Landeskonservator W. Genzmer.
- 20.00 Im ehemaligen Kapitelsaal Inzigkofen literarischer Abend „Dichter und Dichtungen um die obere Donau“ mit Rezitationen und kammermusikalischen Darbietungen unter Mitwirkung von Hertha Genzmer (Sopran), Walther Genzmer (Cembalo) und Fritz Behn (Flöte).

Mittwoch, 31. Juli:

- 7.30 Studienfahrt in Omnibussen: Sigmaringen – Scheer (Schloß von 1486–1496 und Pfarrkirche, Barockumbau von 1742–1752 mit reichem Stuck, Fresken von J. Esperlin, Altären von J. A. Feichtmayer) – Heuneburg mit Hochmichele (späthallstattzeitliche Fürstenburg mit gleichzeitigem Fürstengrabhügel) – Heiligkreuztal (ehemaliges Zisterzienserinnenkloster des frühen 14. Jahrhunderts mit bedeutenden Kunstwerken, darunter Glas-

malereien und einer Christus-Johannes-Gruppe) – Riedlingen – Bussen (767 m, uralter kultischer Mittelpunkt des alamannischen Herzogtums mit Überresten zweier ehemaliger Burgen und Wallfahrtskirche) – Ertingen (Geburtsort von Michel Buck, Kapelle von 1755 mit Deckenmalereien von F. J. Wegscheider und Altären von F. A. Feichtmayer) – Neufra (spätgotische Kirche mit Grabdenkmälern der Herren von Gundelfingen und Renaissanceschloß) – Sigmaringen. Führung: Willy Baur, Landeskonservator W. Genzmer, Hauptkonservator Heck, Landeskonservator Dr. A. Rieth. Fahrtkosten: 6 DM.

Donnerstag, 1. August:

- 8.30 Im ehemaligen Kapitelsaal Inzigkofen Lichtbildervortrag „Architektur, Malerei und Plastik an der oberen Donau, 2. Teil“ von Landeskonservator W. Genzmer.
- 10.30 Lichtbildervortrag ebenda „Kulturpflege an den Hohenzollerischen Höfen vom 16. bis 19. Jahrhundert“ von Johann Maier, fürstl. Hohenzollerischem Archivar.
- 13.30 Studienfahrt in Omnibussen: Sigmaringen – Meßkirch (Renaissanceschloß der Grafen von Zimmern und barockisierte Kirche mit bedeutenden Kunstwerken, darunter Gemälde des Meisters von Meßkirch) – Kloster Wald (ehemaliges Zisterzienserinnenkloster mit Kirche von J. Beer und barocker Ausstattung) – Guggenbühl (Aussichtspunkt) – Pfullendorf (Kirche und Bürgerhäuser) – Sigmaringen. Führung: Willy Baur und Landeskonservator W. Genzmer. Fahrtkosten: 4 DM.

Freitag, 2. August:

- 7.30 Studienfahrt in Omnibussen: Sigmaringen – Trochtelfingen (ehemaliges Werdenbergisches Schloß und gotische Kirche mit Grabdenkmälern) – Marienberg (Kloster mit barocker Kirche von M. Beer, 1682) – Hettingen (spätgotische Kirche, Schloß) – Hermentingen (Kapelle) – Veringendorf (Burg, Peterskapelle, Rathaus und Museum) mit Nikolaushöhle – Veringendorf (frühromanische Kirche mit Fresken des 14. Jahrhunderts) – Jungnau (Bergfried) – Sigmaringen. Führung: Willy Baur und Landeskonservator W. Genzmer. Fahrtkosten: 5 DM.
- 20.00 Geselliger Abend im Gasthaus zum Löwen „Sigmaringer Humor“ mit Willy Baur und der Bauernkapelle der Stadtkapelle Sigmaringen.

Samstag, 3. August:

- 7.30 Studienfahrt in Omnibussen: Sigmaringen – Donautal – Beuron (Hochamt mit gregorianischen Chören) – Tiergarten (gotische Basilika) – Gutenstein (Schloß Gebrochen Gutenstein und Kirche) – Sigmaringen. Führung: Landeskonservator W. Genzmer. Rückkunft: 12.30. Fahrtkosten: 3.50 DM. Abreise.